

洋学文庫
文庫8
E 246



DEUTSCHES LESEBUCH

FÜR

JAPANISCHE SCHÜLER.

IM AUFTRAGE DES TOKIO-DAIGAKU

BEARBEITET

VON

Dr. ADOLF GROTH

UND

Bungakushi INAGI TANAKA.

ERSTER TEIL.

FÜR UNTERE KLASSEN.

Herausgegeben vom Verein
für deutsche Wissenschaft in Japan.

TOKIO

2544 (1884).

文庫8
E246

3

2

6



INHALTSVERZEICHNIS.

Die mit einem * bezeichneten Lesestücke sind aus dem Englischen übersetzt.

	SEITE.
1* Jimmü Tenno, der erste Kaiser von Japan. ...	1.
2* Yamatotake no Mikoto. ...	2.
3. Das Meer. Nach Theodor Schacht. ...	4.
4. Das Meerwasser und seine Eigenschaften. Nach H. A. Daniel und H. Guthe ...	6.
5* Tendzi Tenno und Kamatari. ...	9.
6 Die Flüsse. Von F. W. Hoffmann. ...	11.
7. Die mittleren Stufenlandschaften Deutschlands. Nach G. L. Kriegk... ..	14.
8* Minamoto no Yoritomo. ...	17.
9. Berlin. Nach Curtman und Daniel ...	21.
10. Hamburg. Nach Curtman... ..	25.
11* Hōjō Tokimune	27.
12. Karlsbad. Von R. F. Eylert. ...	29.
13* Kusunoki Masashige.	31.
14. Der Königstein. Von Curtman... ..	35.
15. Die künstlichen Eisberge in Russland. Von J. G. Kohl.	38.
16. Der Sperling. Nach Hermann Wagner ...	40.
17* Toyotomi Hideyoshi	43.
18. Der Hund. Nach A. E. Brehm... ..	47.
19. Die Hauskatze. Nach Hermann Wagner und J. H. Campe	50.
20. Der Esel mit der Salzlaster. Nach Aesop ...	55.
21. Ein teurer Kopf und ein wohlfeiler. Von J. P. Hebel.	56.

	SEITE.
22*. Tokugawa Iyeyasu.	56.
23. Karl der Grosse bei den Schülern. Von Onno Klopp	59.
24. Das Ei des Columbus. Nach Friedrich Forster.	60.
25*. Washington	62.
26*. Osei Ishin. (Die Restauration der Kaiserlichen Regierung)	63.
27*. Rothschild.	68.
28. Sprichwörter	71.
29. Deutscher Rat. Von Robert Reinick.	72.
30. Mein Vaterland. Von Hoffmann von Fallersle- ben.	73.
31. Rätsel. Von Friedrich von Schiller	74.

1. Jimmü Tenno, der erste Kaiser von Japan.

Man weiss nur sehr wenig über das Jiudai oder das Zeitalter der Götter — die Periode, welche der Thronbesteigung des Kaisers Jimmu vorausging. Ehe dieser der einzige Regent des Reiches wurde, hatte er viele wilde Stämme zu unterwerfen, welche in Dörfern unter besonderen Häuptlingen lebten und sich gegenseitig bekriegten. Jimmu lebte im Palast von Takachiho in Hiuga, als er auf den Rat seiner Brüder beschloss, ostwärts zu ziehen, um alle die wilden Stämme zu unterwerfen. Er verliess Hiuga, und auf dem Wege über Tsukushi erreichte er Aki, wo er sieben Jahre blieb. Nach einem weiteren Vorrücken befand er sich in Kibi, wo er sich die nächsten acht Jahre aufhielt. Dann segelte er gegen Osten und landete bei Naniwa, um von hier aus über Kawachi nach Yamato vorzürücken. Unterwegs bekämpfte er Nagasunehiko, wurde aber von diesem geschlagen, und einer seiner Brüder wurde verwundet. Er machte dann einen Umweg über Kii, durchzog Kumano und erreichte so Yamato, wo er die wilden Häuptlinge und Stämme unterwarf und besänftigte, darunter Ukeshi den Aeltern, Shiki den Aeltern, Nagasunehiko, Tsuchigumo u. a. Jetzt gründete er das Miyako oder die Hauptstadt zu Kashibara in Yamato. Hier war der Sitz der kaiserlichen Regierung, und von hier aus beherrschte er alle Völkerschaften, die er unterworfen hatte. Er belohnte alle

diejenigen, welche ihm bei seinem Zuge wichtige Dienste geleistet hatten; einige seiner hervorragenden Anhänger ernannte er zu Statthaltern der verschiedenen Provinzen mit den Titeln *Kuninomiya* oder *Agatanushi* u. a. Die Ländereien wurden ihnen als Privateigentum überlassen, und die Statthalter-Stellen wurden erblich gemacht; dies bildete die Grundlage des Lehnwesens. Wenn die Nachwelt irgend jemanden Dank schuldet, so ist es der Kaiser Jimmu, welcher allein durch seine gewaltige Thatkraft den Grundstein dieses ewigen Reiches legte.

2. Yamatotake no Mikoto.

Die wahre Herrschaft Jimmus, des ersten Kaisers, erstreckte sich nicht über Yamato und die angrenzenden Landschaften hinaus. Im Jahre 573 nach der Thronbesteigung Jimmus (88 v. Chr.) ernannte der Kaiser Sujin je einen Shōgun (General) für die Bezirke Hoku-riku, Tokai, Saido und Taniwa. Auf diese Weise konnte die friedliche Bevölkerung geschützt und die unruhigen Wilden in Unterwürfigkeit erhalten werden. Aber die Unterwerfung der östlichen und nördlichen Provinzen war noch keineswegs vollendet. Im Jahre 770 (110 n. Chr.) erteilte der Kaiser Keiko dem Yamatotake den Auftrag, nach dem Osten zu ziehen und die wilden Yezo-Stämme zu unterwerfen. Yamatotake war der zweite Sohn der Kaisers. Als er noch ein Jüngling von 16 Jahren war, hatte er ein Heer nach Kiushiu

geführt, um einen Aufstand niederzuwerfen. Damals war er, als Mädchen verkleidet, in das feindliche Lager eingedrungen und hatte den Anführer getötet. Dieser hatte ihm sterbend, voll Bewunderung über seine tapfere That, den Namen Yamatotake (der Tapferste in Yamato) beigelegt, und seitdem wurde er bei diesem Namen genannt. Jetzt hatte er jenen kaiserlichen Befehl empfangen und brach auf gegen den Osten. Unterwegs besuchte er den Tempelschrein von Ise, wo er das geheiligte Schwert erhielt. Von hier aus bahnte er sich einen Weg in die Wildnis von Suruga, um die Yezos zu bekämpfen. Aber die Wilden setzten das Unterholz in Brand und drohten, die ganze kaiserliche Armee durch die Flammen zu vernichten. Hierauf benutzte Yamatotake das heilige Schwert, um das Gras niederzuhauen und zugleich alle Feinde zu vernichten. Jetzt erreichte er Sagami, setzte über den Meeresarm und landete in Kadzusa; von dort marschierte er nordwärts nach Mutsu, indem er auf dem Wege alle Wilden unterwarf. Nachdem er so vieles erreicht hatte, trat er seinen Heimweg an, auf welchem er die Provinzen Hitachi, Musashi, Kōzuke, Kai u. s. w. passierte. Er sandte nun einen seiner Generale nach dem Lande Koshi, um den Nordwesten zu beruhigen, kam dann nach Shinano und überschritt den damals noch unbetretenen Gebirgsweg. Darauf stieg er in die Ebene von Mino hinab, durchzog dieselbe und kam nach Omi, wo er krank wurde. Er übergab dann dem Schrein von Ise Gefangene als Weihgeschenk und erstattete seinem kaiserlichen Vater Bericht über seine Siege. Er starb zu Hobono in Ise. Zum ersten Male war jetzt ganz Japan unter die Herrschaft

des Kaisers gebracht, und dadurch wurde die Macht des Landes gekräftigt.

3. Das Meer.

Nach Theodor Schacht.

Das Meer oder die See ist die ungeheure, zusammenhangende Wassermasse, welche die grössten Länder oder Welttheile umgiebt und auf der Oberfläche der Erde mehr Raum einnimmt als das feste Land. Alles feste Land und alle Meerinseln ragen über die Oberfläche der See hervor. Der Meeresspiegel ist also auf der Erde die am niedrigsten gelegene grosse Fläche, an deren Rande (Ufer, Gestade) sich überall das Land erhebt. Die Landstriche am Meeresufer entlang heissen Küsten.

Das Meer dunstet stark aus und liefert den Ländern zu ihrer nötigen Befruchtung mehr Wolken, als sie durch eigene Ausdunstung erzeugen würden. Dennoch bleibt es gleich gross, weil Quellen an seinem Grunde und die unzähligen Flüsse aller Länder ihm stets neues Wasser zuführen. So viel man den Grund und Boden des Meeres kennt, ist er der Oberfläche des Landes ähnlich. Er hat eben solche Abwechslung von Ebenen, Thälern, Hügeln, Bergen und Felsen; er ist mit Schlamm, Sand, festem Gestein oder Klippen, mit Seepflanzen und Schalthieren bedeckt. Die über den Meeresspiegel hervorragenden Inseln sind die höch-

sten Gipfel oder Bergrücken der auf dem Grunde des Wassers sich erhebenden Gebirge. Die Tiefe des Meeres ist natürlich höchst verschieden. An manchen Stellen ist es so seicht, dass man den Sand- oder Steingrund ganz nahe erblickt. Die Schiffe haben sich vor solchen Stellen, wo Sand- und Felsbänke oder Klippen liegen, in Acht zu nehmen, damit sie sich nicht festfahren. An andern Stellen ist es so tief, dass kein Senkblei auf den Grund kommt. Die grösste bis jetzt gemessene Tiefe findet sich östlich von Yezo und beträgt 8500 m., also nur 300 m. weniger als die Höhe des höchsten Berges der Erde. Wo eine Küste sich flach zum Meere abdacht, streicht gewöhnlich diese schräge Richtung des Bodens noch weit ins Meer hinein und verursacht, dass dasselbe nahe dem Ufer nur geringe Tiefe hat. An steilen Küsten dagegen senkt sich auch der Meeresgrund schnell abwärts, z. B. an den meisten Stellen der japanischen Ostküste.

Ergreifend ist der Anblick des vom Sturm bewegten Meeres. Gleichwie man in Gedanken versunken einer grossen Feuersbrunst zuschaut, entsetzt vor dem fürchterlichen Elemente zurückbebt und doch immer wieder hinblickt, um sich an dem erhabenen Schauspiel der entfesselten Flammen zu ergötzen, so steht auch der Wanderer wie festgebannt am Meeresstrande, hinausstarrend in die tobenden Wassermassen. Als wären sie erzürnt, auf Grenzen zu stossen, schmettern sie schäumend an die Felsen oder rollen pfeilschnell, eine Woge die andere treibend, auf dem Sande dahin und ziehen sich dann für einen Augenblick zurück, als wollten sie mit erneuten Kräften den Sturm versuchen, um die Ufer zu zermalmen. Einem Träu-

menden gleich versinkt der Mensch in der Anschauung der nie geahnten Pracht des entfesselten Wassers, bis ihn ein dahingleitendes Segel oder ein brausender Dampfer aus seiner stummen Bewunderung aufweckt und an die Wirklichkeit erinnert.

4. Das Meerwasser und seine Eigenschaften.

Nach H. A. Daniel und H. Guthe.

Das Wasser der Meere unterscheidet sich von dem Wasser des Landes, das in den Formen der Flüsse und Seen auftritt. Das Meerwasser hat wegen der darin aufgelösten Salze einen so bitter-salzigen Geschmack, dass man im Verhältnis dazu den Flüssen und den meisten Seen süßes Wasser zuschreibt. Man kann jenes nicht trinken und daher mitten auf dem Meere verdursten; doch giebt es Mittel, geschöpftes Meerwasser trinkbar zu machen. Auf der andern Seite hat aber der Salzgehalt der Meere auch drei sehr gute Folgen. Erstens kann Salzwasser grössere Lasten tragen als Süßwasser; zweitens schützt die Salzigkeit das Wasser vor Fäulnis, wozu auch die beständige Bewegung beiträgt; drittens gefriert salziges Wasser nicht so leicht wie süßes. Nur die beiden Eismeere sind den grössten Teil des Jahres zugefroren; selbst im Sommer treiben auf ihnen Eisblöcke und Eisberge, zuweilen von ungeheurer Ausdehnung und wunder-

licher Form. Binnenmeere, besonders solche, welche viele Flüsse aufnehmen, enthalten weniger Salz, die Ostsee z. B. nur 0,66%, während der durchschnittliche Salzgehalt des Meerwassers 3,5% beträgt.

In geringer Menge, z. B. in einem Glase betrachtet, erscheint das Meerwasser gewöhnlich farblos, aber im grossen gesehen zeigt es eine bläulich-grüne, unvergleichlich schöne Farbe. Dabei ist es, besonders in den Polargegenden, sehr klar: bei Nowaja-Semlja kann man in 150 m. Tiefe die Muscheln auf dem Boden des Meeres erkennen. In der Nähe der Küsten wird die Farbe des Wassers durch die Farbe des Bodens und durch mancherlei Beimengungen in der Regel verdeckt. Das Schwarze Meer hat seinen Namen nicht von seiner Farbe, sondern wohl wegen des trüben, stürmischen Himmels, der es bedeckt. Das Gelbe Meer ist wahrscheinlich nach dem Schlamme, den die Riesenflüsse Chinas ihm zuführen, so benannt worden.

Eine über alle Beschreibung prächtige Erscheinung ist das Leuchten des Meeres, wobei bald die ganze Oberfläche desselben leuchtend erscheint, bald aber nur diejenigen Teile, die durch einen fremden Körper, z. B. den Kiel des segeluden Schiffes oder die Schraube des Dampfers in lebhafte Bewegung versetzt werden. Man weiss jetzt, dass kleine Meertiere, besonders aus den Klassen der Krebse und Quallen, welche ähnlich unseren Leuchtkäfern während ihres Lebens Licht zu entwickeln imstande sind, jene Erscheinung verursachen.

Ganz ruhig und spiegelglatt ist das Meer selten; fast immer schlägt es niedrigere oder höhere Wellen, die bei Stürmen bis zu 12 m. Höhe steigen können.

In der Nähe des Caps der guten Hoffnung will man sogar Wellen von mehr als 30 m. beobachtet haben. Brechen sich die Wellen an Klippen oder Felsen, so entsteht eine Brandung.

Neben solchen unregelmässigen Bewegungen hat das Meer auch eine andere, in bestimmten Zwischenräumen wiederkehrende Bewegung, welche durch die anziehende Kraft der Sonne und des Mondes hervorgerufen wird. Alle Tage zweimal steigt und fällt das Meer an den Küsten; das Steigen heisst die Flut, das Fallen die Ebbe, beide zusammen die Gezeiten. Der Unterschied zwischen der höchsten Flut und der tiefsten Ebbe ist an manchen Küsten, besonders in Binnenmeeren, kaum merkbar, an anderen Orten dagegen beträgt er 20 m. und mehr.

Eine dritte Bewegung des Meerwassers bilden die Strömungen, welche in einem andauernden Fliessen des Wassers nach bestimmten Richtungen bestehen. Die Kenntnis derselben ist für den Seemann von grösster Wichtigkeit, weil er dadurch in den Stand gesetzt wird, günstige Meeresströmungen zu benutzen und ungünstige zu vermeiden. Daher nehmen die Seereisen jetzt weit weniger Zeit in Anspruch als in früheren Jahrhunderten. Auch auf das Klima der verschiedenen Erdteile üben die Meeresströmungen grossen Einfluss. Besonders wichtig ist der Golfstrom für Europa, für Japan der Kuro Siwo.—Die Ursachen der Strömungen sind noch nicht sicher bekannt; wahrscheinlich werden sie teilweise durch die Umdrehung der Erde hervorgerufen, teilweise aber auch dadurch, dass die grossen Wassermassen am Aequator und an den Polen sehr verschiedene Wärme und verschiedenen

Salzgehalt, also auch verschiedenes Gewicht haben und sich gegenseitig auszugleichen streben.

5. Tendzi Tenno und Kamatari.

Seit der Mitte des 12ten Jahrhunderts begann das Ansehen des kaiserlichen Thrones abzunehmen, während die Macht der Adligen wuchs. Als die Regierung in die Hände der Soga-Familie fiel, gelangten sie alle bald zu grossem Einfluss. Iruka, der letzte von jener Familie, versuchte sogar, den regierenden Kaiser abzusetzen, um Platz für einen anderen zu schaffen; er tötete auch einen Prinzen der kaiserlichen Familie. Aber Nakatomi no Kamatari, der Ahnherr der Fudjiwara-Familie, und Nakachi Oye, ein Prinz von grosser Klugheit, waren beide sehr erzürnt über den kühnen Plan und die verbrecherische That des Iruka, und sie beschlossen, ihn und seine Familie zu beseitigen. Dies wurde bei einer feierlichen Gelegenheit ausgeführt, als jener zum Hofe kam, ohne zu ahnen, was gegen ihn geplant wurde. Um diese Zeit zeigten die meisten Provinzial-Statthalter grosse Geringschätzung gegen die kaiserlichen Befehle, indem sie ihre Aemter in erblichem Besitz hatten und auch ihre Lehen als Privateigentum behielten. Diejenigen, welche Iruka aus der Regierung verdrängt hatten, beschlossen jetzt, mit Benutzung des günstigen Augenblicks eine gründliche Umgestaltung der Centralregierung und zugleich der Provinzialverwaltung vorzunehmen.

Schon vor dieser Zeit, im Jahre 1267 (607), hatte unser freundlicher Verkehr mit China begonnen. Seitdem hatten die chinesischen Gesetze und Sitten den japanischen Geist mannigfach beeinflusst, und nach ihrem Muster sollten jetzt die alten Einrichtungen umgeformt werden.

Inzwischen bestieg Kōtoku Tenno den Thron, und Nakachi Oye und Kamatari halfen ihm bei der Regierung. Die Titel "O-omi" und "Omuradji" wurden ersetzt durch "Sadaijin" und "Udaijin" (die grossen Minister zur Linken und Rechten). Die acht Ministerien oder Staatsämter und andere untergeordnete Behörden wurden errichtet. Die Provinzialregierungen des Lehnsstaates wurden alle zugleich abgeschafft, und alle Statthalter sollten künftig von der Hauptstadt aus gesandt werden; sie sollten entweder Kokushu oder Gunji sein. Auch in der Ackergesetzgebung und dem Steuerwesen wurden Verbesserungen eingeführt. Es fand also ein Uebergang statt von der äussersten Decentralisation der Lehnsverfassung zu der einfachen Centralisation der absoluten Monarchie. Man sagt, dass alle diese Reformen ausgeführt wurden durch die vereinte Thätigkeit des Prinzen Nakachi Oye und des Kamatari; Kurz darauf bestieg Prinz Nakachi Oye den kaiserlichen Thron. Er ist bekannt unter dem posthumen Namen Tendzi Tenno. Kamatari wurde jetzt sein Gross-Minister. Alsdann beauftragte der Kaiser diesen tüchtigen Minister, ein neues Gesetzbuch nach Art des chinesischen zu entwerfen. Dieses Gesetzbuch, welches bekannt ist unter dem Namen "Omi Rio", wurde erst unter der Regierung von Temmu Tenno vollendet, nachdem zahlreiche Verbesserungen daran

vorgenommen waren. Mommu Tenno liess ebenfalls ein neues Gesetzbuch herstellen, welches im 2ten Jahre Tai-ho vollendet und deshalb Tai-ho Rio genannt wurde. Man sagt, dass diese Gesetzbücher, grossartig wie sie waren, doch keinen andern Erfolg hatten, als die Kluft zwischen dem Kaiser und seinem Volke zu erweitern. Dies endete mit dem Verfall des kaiserlichen Ansehens und der Begründung einer Militärherrschaft.

6. Die Flüsse.

Von F. W. Hoffmann.

Der Schnee, der auf die Gipfel der Berge fällt, sammelt sich dort rasch an und verwandelt sich dann vermöge seines eigenen Gewichtes mit Beihülfe von Tau und Frost in Massen von grosser Dicke. Solche Massen nennt man Gletscher. Sie werden auf den oberen Teilen und zwischen den Spitzen aller hohen Gebirge gefunden. Die äussere Erscheinung eines Gletschers hängt von den Umständen ab, unter denen er sich gebildet hat. Wenn man sich den Ozean von einem sanften Winde bewegt und dann erstarrt oder wenn man sich einen ungeheuren Eisspiegel zu denken imstande wäre, so möchte man sich eine Vorstellung von den Formen machen können, unter denen sich ein Gletscher dem Auge des Wanderers darbietet. Doch kann nur der Aublick selbst einen richtigen Begriff

von der wunderbaren Scene, von dem Erstaunen oder gar Schrecken beibringen, den diese Erscheinung in demjenigen hervorrufft, der sie zum ersten Male sieht. Wenn der Reisende über diesen mächtigen gefrorenen Ocean schreitet, so mag es ihm sein, als ob er die Wellen unter seinen Füßen schwellen fühlte. Er steht in einer neuen Welt; neue Bilder umgeben ihn; kein lebendes Wesen weit und breit; kein Ton als seine eigene, durch die Höhe geschwächte Stimme und der Schall des Eises, das in Stücken den jähren Abgrund hinabstürzt; keine Blume, kein Baum als die einsame Tanne, die übrig gelassen zu sein scheint, um über dem Grabe der Natur zu trauern. Aber auch diese öde Gegend erfüllt einen Zweck in dem Haushalte der Natur; denn sie ist der Behälter jener Quellen, welche Fruchtbarkeit in die Ebene hinabtragen, und sie verwandelt in sanfte Ströme, was sonst in blinder Wut ins Thal hinabstürzen und Tod und Verwüstung hinter sich lassen würde.

Die meisten Flüsse nämlich entstehen in Gebirgsgegenden, und zwar theils aus dem Schmelzen des Eises, theils aus Quellen, welche zu Bächen zusammenströmen. Ist der Fall des Wassers so heftig, dass es mit gesteigerter Schnelligkeit und schrecklichem Getöse von Abgrund zu Abgrund stürzt, so bildet es einen Sturzbach. Durch die Vereinigung von Bächen entstehen Flüsse, und diese ergiessen sich, nachdem sie eine grössere oder geringere Länderstrecke durchwandert haben, entweder in das Meer oder in einen Binnensee. Da die Quellen im Gebirge am zahlreichsten sind, so entspringen auch die Flüsse gewöhnlich in hochgelegenen Gegenden. Es kann daher jeder

Berg Rücken, der eine Gegend durchzieht, als der Ausgangspunkt mehrerer Flüsse betrachtet werden, indem er auf jeder Seite erfrischende Ströme hinabschickt, die sich durch die Thäler schlängeln und, nachdem sie ihren Zweck erfüllt haben, ihr Wasser in den Ocean entladen.

Die Flussbetten sind meist durch die Thätigkeit des Wassers selbst gebildet worden. Es ist klar, dass es keine Flüsse geben könnte, wenn nicht Senkungen des Bodens vorhanden wären. Auf einer ganz glatten Ebene würde sich eine Wassermasse niemals in einer besonderen Richtung ergiessen. Indem aber das Wasser von den Höhen der Gebirge den Niederungen zueilte, erzeugte sich in ihm eine forttreibende Strömung, und so wusch es sich, besonders wenn seine Masse bedeutend war, mit furchtbarer Gewalt von selbst einen Kanal aus. Im allgemeinen liegen die Mündungen der Flüsse bedeutend niedriger als ihre Quellen. Dies ist jedoch nicht immer der Fall; denn die Quellen mancher grossen Flüsse im europäischen Russland liegen sehr wenig über dem Spiegel der Ostsee. Die Schnelligkeit eines Flusses hängt nicht einzig von seinem Falle, sondern auch von seiner Wassermasse und der Triebkraft ab, die er an seiner Quelle besitzt. Das Bett der Donau hat keinen so grossen Fall wie das des Rheines, und doch strömt sie wegen ihrer grossen Wassermasse weit schneller. Die Flüsse können sich in das Meer oder in Seen ergiessen oder im Marschlande verlieren. Einige Flüsse ergiessen sich in Seen, z. B. in das Kaspische Meer; aber bei weitem die grösste Anzahl mündet in das Meer, und die dabei entstehenden Erscheinungen sind

oft höchst merkwürdig. Einige Flüsse haben nur eine einzige Verbindung mit dem Meere, andere ergiessen sich in mehreren Armen in dasselbe. Der Ganges hat nicht weniger als acht solche Mündungen, von denen jede in einer gewissen Zeit der Hauptstrom gewesen zu sein scheint. Ist die Mündung eines Flusses breit, so kann er sein Wasser ruhig in das Meer ergiessen; ist sie dagegen eng, so erfolgt ein heftiger Kampf zwischen der Flut des Meeres und der Strömung des Flusses. Diesem Umstande sind wohl die Sandbänke zuzuschreiben, welche sich vor den Mündungen grosser Flüsse bilden. Reisende erzählen, welch ein furchtbares Schauspiel sich erhebe, wenn die Flut des Atlantischen Meeres mit der Strömung des Amazonasflusses zusammentreffe. Es sei wie der Zusammenstoss zweier Riesen, die Erde erzittere bei dem Getöse der Wellen, und der Mensch fliehe entsetzt von dieser Scene hinweg.

7. Die mittleren Stufenlandschaften Deutschlands.

Nach G. L. Kriegk.

Unter diesen sind diejenigen Landschaften Deutschlands zu verstehen, welche in der ganzen Ausdehnung desselben von Ost nach West auf das Vorland der Alpen folgen, also Böhmen nebst Mähren und Niederösterreich, ferner das fränkisch-schwäbische, das ober-

rheinische und das lothringische Stufenland. Dieses weite Stück Süddeutschlands, welches den Alpen und ihrem nördlichen Vorlande an Umfang gleichkommt, ist sowohl durch die Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung als auch durch verhältnismässig mildes und für Pflanzenleben günstiges Klima ausgezeichnet. Man begegnet darin einem beständigen Wechsel von Gebirgen, Ebenen, Berg- und Hügellandschaften; aber beide, sowohl die ebenen als die unebenen Landschaften, stehen in der Mitte zwischen vollkommenen Gebirgs- und Flachländern, und Sanftheit der Form ist der herrschende Charakter des Bodens. Daher sind unabsehbare, unbegrenzte Flächen ebenso selten wie erhabene, grossartige, scharfe und steile Bodenerhebungen.

Die Gebirge, welche dem Blicke bald näher, bald ferner liegen, sind zum Teil angebaut, zum Teil bewaldet und bilden somit einen Gegensatz gegen die kahleren Höhen von Südeuropa. Der Boden ist, wie wohl nur strichweise üppig, doch im allgemeinen fruchtbar und abwechselnd mit Wald, Wiesen, Getreidefluren, Weinbergen und Baumgruppen oder Baumfeldern bedeckt. Diese fast ununterbrochen über den ganzen weiten Erdstrich sich hinerstreckende mannigfaltige Pflanzendecke giebt den einzelnen Landschaften einen anspruchslosen Schmuck und ein heiteres, fröhliches Ansehen. Die Wälder sind nicht wie in Schweden und Russland weit ausgedehnte Strecken düsterer Kiefern, sondern meist kleinere, abwechselnd aus Buchen, Eichen und Nadelbäumen bestehende Holzungen, und an sie und die lieblichen Wiesen oder Weinberge schmiegen sich die meist mit vielen Obst-

bäumen bewachsenen Fluren. Im schönsten Schmucke prangen diese Landschaften da, wo der Boden besonders fruchtbar ist, wie im Elsass, in Franken und in der Wetterau, oder in der Nähe von Gebirgen, deren wildere Natur und romantische Thäler gegen sie gewaltig abstechen. Das Land wird ausserdem noch sehr durch eine Menge von Flüssen und Bächen belebt, deren Ufer und Inseln grösstenteils mit Bäumen, Gesträuchen oder Wiesen bedeckt sind. Ueber dem Ganzen ruht ein im Vergleich mit den Niederlanden oder den Meeresküsten Norddeutschlands heiterer Himmel mit einer milden Luft, welche nicht wie dort über Moräste, Steppen oder grosse Waldstriche hinweht; freilich ist diese Luft noch nicht italienisch, sondern trüber, rauher, unzuverlässiger oder mit einem Worte nordischer. Die meisten Landschaften Süddeutschlands sind reich an grün umgebenen Dörfern und Städten, von welchen besonders die ersteren mit ihren meist roten Dächern und freundlichen Obstgärten und Feldern einen heitern Anblick gewähren. In ihrem Innern unterscheiden sie sich auffallend durch Unregelmässigkeit, durch kleine steinerne oder halb hölzerne Wohnhäuser mit niedrigen und schmalen Fenstern, mit Gärtchen, Blumen und Weinreben und durch grosse festgebauete Scheuern und Ställe von den Dörfern des benachbarten Frankreichs, so dass man sogar noch in Nordamerika die Ansiedelungen unserer süddeutschen Landleute daran auf den ersten Blick erkennt. Endlich sind Ruinen nicht selten an den Gehängen oder auf den Spitzen der Berge sowie an den grösseren Flüssen; sie versetzen nebst dem Altertümlichen in manchen Städten und Dörfern das Ge-

mit mitten aus einer heiter belebten Gegenwart in die Vergangenheit zurück und bieten zu vielen meist ernsteren, oft sehr gehaltreichen Sagen Veranlassung.

8. Minamoto no Yoritomo.

In den letzten Zeiten der Periode Osei kam die Familie Fudjiwara am Hofe empor, und die Leitung der Regierung lag ganz in ihren Händen. Ihre eigennützige Politik diente indessen dazu, Eifersucht gegen sie selbst zu erregen und gleichzeitig die Anhänglichkeit der Unterthanen an ihren Kaiser zu lockern. Die unmittelbare Folge waren Aufstände an verschiedenen Orten. Die Regierung aber war durchaus unfähig, unter so schwierigen Umständen ihr Ansehen aufrecht zu erhalten, während alle Beamten sich daran gewöhnten, nach eigenem Belieben zu handeln.

Indessen musste man den Ereignissen irgendwie entgegenzutreten, und nun beging die Regierung den verhängnisvollen Fehler, alle Militärgewalt in die Hände der zwei Familien Taira und Minamoto zu legen, die von jetzt an allmählich die Inhaber der wirklichen Macht auf Jahrhunderte hinaus wurden. Die beiden Geschlechter hatten zu allen Zeiten ihre besonderen Anhänger, welche stets bereit waren, dem Ruf ihrer Herren Folge zu leisten; mit der Zeit entwickelte sich daraus ein Verhältnis, wie das zwischen Lehnsherren und Lehnleuten. Seit Yoriyoshi und sein Sohn Yoshiyie den ganzen Norden des Reiches unterworfen hat-

ten, war das Ansehen der Familie Minamoto im Kwanto fest begründet, und die Krieger dieses Gebietes betrachteten sich immer als Vasallen jener Familie; sie kannten keine andere Dienstpflicht als die gegen ihre unmittelbaren Herren. So war die kaiserliche Regierung auf den guten Willen des Kriegerstandes angewiesen; den Angehörigen desselben wurde jedoch von Seiten der Hof-Adligen jeder hohe Rang in Kioto stets verweigert.

Indessen entstand im Jahre 1166 (1156) ein Streit über die Thronfolge, welcher nach dem Namen des Jahres der Krieg von Hogen genannt wird. Beide Parteien hatten ihren Anhang, und nun benutzten jene zwei Familien die Gelegenheit, um die Hof-Adligen ihre Macht fühlen zu lassen. Hiermit begann die thatsächliche Militärregierung. Die Eifersucht zwischen den beiden Familien wurde jetzt fühlbarer als je, und bald nachher standen sich Yoshitomo, der Vater des Yoritomo, und Taira no Kiyomori, das Haupt der Taira, in offenem Kampf gegenüber; dieser Krieg heisst nach dem Namen des Jahres der Heidji-Krieg. Yoshitomo unterlag und wurde dann von verrätherischer Hand ermordet; damit war das Ansehen der Minamoto für die nächste Zukunft dahin.

Yoritomo, der dritte Sohn Yoshitomos, der damals elf Jahre alt war, wollte nach den östlichen Provinzen entfliehen, wurde aber gefangen genommen und nach Kioto gebracht. Gerade, als er getötet werden sollte, fühlte die Stiefmutter Kiyomoris Mitleid mit dem jungen Gefangenen und überredete ihren Sohn, sein Leben zu schonen; Kiyomori musste ihren Bitten nachgeben, wenn auch mit grossem Widerstreben. Yoritomo

wurde nun nach der Provinz Idzu verbannt, wo er ungefähr zwanzig Jahre in Armut und Not lebte. Um diese Zeit zeigte es sich schon, dass er eine grosse Zukunft vor sich habe. Kiyomori, der gewaltigen Einfluss auf den Kaiser und den Hof besass, hatte sich zu dem höchsten Range emporgeschwungen: er war Daijo Daijin und stand auf dem Gipfel seiner Macht; aber er arbeitete sich selbst entgegen durch sein sorgloses und anmassendes Betragen, und so reifte die Zeit heran für eine Erhebung der Familie Minamoto, die so lange in Vergessenheit verfallen war. Minamoto no Yorimasa, der bisher, dank seinem klugen Auftreten, das Schicksal seines Hauses überlebt hatte, erhob jetzt die Fahne des Aufstandes, indem er Mochihito, einen Prinzen von kaiserlichem Geblüt, dem Namen nach zum Anführer seines Heeres machte und alle Angehörigen seines Hauses brieflich zur Beteiligung aufforderte. Im Jahre 1180 (1180) ergriff auch Yoritomo die Waffen gegen die Taira und wählte Kamakura zum Hauptquartier, um von da aus alle Unternehmungen zu leiten. Er erlitt zwar eine Niederlage bei Ishibashiyama und entkam nur mit Mühe den Verfolgern, aber dieses anfängliche Unglück konnte seinen Ehrgeiz nicht bändigen, und nun begannen auch alle Anhänger seines Hauses zu der Fahne zu eilen, welche der Nachkomme ihrer früheren ruhmreichen Führer entfaltetete. Man sagt, dass sein Heer die Zahl 200 000 erreichte, als er seine Stellung am Flusse Fudji einnahm. Auch sein junger Bruder Yoshitsune kam von Mutsu zur Hülfe herbei, und jetzt waren die Aussichten des aufständischen Geschlechtes sehr glänzend.

In Kiotó verursachten diese Nachrichten grosse Aufregung; man rüstete sich, um die überflutende Macht der Minamoto einzudämmen, aber nach so vielen Friedensjahren fehlte es an Mannszucht im Heere. Inmitten dieser schwierigen und verwirren Lage starb Kiyomori, und sein Sohn, der jetzt die Zügel der Regierung ergriff, war ein Schwächling und unfähig, dem Aufstande mit irgend einer mutigen Massregel entgegenzutreten. So mussten die Taira nicht nur ihre Stellung in Kiotó aufgeben, sondern wurden auch nach einander bei Ichinotani, Yashima und Dannoura geschlagen, bis sie endlich ganz aufgerieben waren. Die Minamoto gewannen jetzt das alte Ansehen wieder, das sie seit so langer Zeit entbehrt hatten. Den ganzen Ruhm der kriegerischen Thaten und gewonnenen Siege verdankten sie aber der ausserordentlichen Tüchtigkeit des Yoshitsune, und dieser begann so, die Eifersucht und den Verdacht seines Bruders zu erregen, der deshalb danach strebte, ihn ganz zu beseitigen. Yoshitsune versuchte vergebens, sich von Verdacht zu befreien, und entfloh dann in die nördlichen Gegenden des Reiches, allen Ruhm hinter sich lassend, den er so wohl verdient hatte.

Der Kampf war jetzt beendet, aber das Reich befand sich noch keineswegs im Zustande völliger Ruhe, und unter dem Vorwande, Yoshitsune und andere Strassenräuber unschädlich zu machen, erlangte Yoritomo jetzt die Zustimmung des kaiserlichen Hofes zu folgendem Plan: In jeder Provinz wurde ein *shugo* (Militär-Gouverneur) und in jedem shoyen (ein kleinerer Bezirk) ein *jito* eingesetzt; alle diese Aemter besetzte er mit seinen eigenen Anhängern und machte

sich zu ihrem Oberhaupt. Dieser Plan war von Oye no Hiromoto, seinem ersten Ratgeber, eronnen worden. Ferner schlug er auch vor, eine besondere Steuer für den Unterhalt der Truppen zu erheben, und dieser Vorschlag wurde gleichfalls angenommen. So erlangte Yoritomo alle wirkliche Macht für sich selbst, während alle blossen Ehrenrechte der kaiserlichen Regierung in Kiotó verblieben.

Dies war der erste Schritt zur Errichtung der Militärregierung, welche so viele Jahrhunderte hindurch bestanden hat. Nachdem endlich Fudjiwara no Yasuhira in Mutsu gefangen genommen war, wo, wie man glaubte, auch Yoshitsune getötet war, wurde Yoritomo zum Sei Taishogun ernannt. Er errichtete das Bakufu in Kamakura (die Regierung des Shogun), Schon vorher hatte er eine andere Behörde gegründet unter dem Namen "Kumonjo", der jetzt in "Mandokoro" oder "Staatsrat" umgewandelt wurde; diese Behörde war zur Ausführung der Regierungsgeschäfte bestimmt. Er starb ein paar Jahre später und wurde in Kamakura begraben, wo sein Grab noch heute zu sehen ist.

9. Berlin.

Nach Curtman und Daniel.

Die Hauptstadt des preussischen Staates ist von der für kleine Fahrzeuge schiffbaren Spree durchflossen und steht dadurch mit der Elbe und Oder in

schiffbarer Verbindung. Dazu kommen die Eisenbahnen nach Hamburg, Stralsund, Stettin, Königsberg, Posen, Breslau, Leipzig, Magdeburg und Hannover, wodurch sie der Nord- und Ostsee, sowie dem Innern von Deutschland nahe gerückt ist. Doch ist Berlin nur insoweit Handelsstadt, als seine Grösse (über 1 Million Einwohner) und seine Wichtigkeit als Hauptstadt eines ganzen Landes es schon mit sich bringt. Denn wo viel verzehrt wird, da muss auch viel Handel sein, und wo viele Fremde einkehren, da kann Kauf und Verkauf nicht ausbleiben. Aber Berlin hat auch nicht das altmodische Aussehen der alten Handelsstädte. Nur wenige seiner Strassen sind enge und krumm, manche bestehen aus lauter grossartigen Häusern, eine ist sogar über eine Viertelstunde lang, schnurgerade und dabei von ansehnlicher Breite. Eine andere nicht viel kürzere ist mit einer Lindenallee besetzt und bietet also herrliche Gelegenheit zum Spazierengehen innerhalb der Stadt.

Berlin ist überaus reich an schönen Gebäuden aller Art und eine der schönsten Städte Europas. Der königliche Palast ist zwar zum Teil alt, zum Teil neu, aber dennoch sehenswert. Er ist ein längliches Viereck mit fünf durch Säulen verzierten Haupteingängen, 144,37 m. lang, 86,62 m. breit und 31,69 m. hoch. Kein anderes Fürstenschloss ist ihm zu vergleichen. Der weisse Saal, eines von den 600 Zimmern des Schlosses, ist 32,87 m. lang, 16 m. breit und 12,86 m. hoch und enthält die Marmorstandbilder der 12 hohenzollernschen Kurfürsten und andere Statuen und Gemälde. Hohe Feste im königlichen Hanse werden hier gehalten, die Reichs- und Landtage eröffnet und geschlossen.

An die Stelle des abgebrannten Opernhauses ist ein neues, schöneres gebaut worden. Selbst einige Thore sind mit grosser Kunst und bedeutenden Kosten erbaut worden. Was aber der Stadt vorzüglich zur Zierde gereicht, sind die Standbilder der grossen Helden des preussischen Staates. Auf den öffentlichen Plätzen stehen diese marmornen Bildsäulen und rufen den Vorübergehenden das Andenken an die Männer zurück, welche im siebenjährigen und im französischen Befreiungskriege Preussen vom Untergange retteten, und das über 60 m. hohe Siegesdenkmal auf dem Königsplatze erinnert in Wort und Bild an die glorreichen Kriegsjahre von 2524 (1864), 2526 (1866), 2530 (1870) und 2531 (1871). In dem Zeughause befinden sich zugleich die in den Kriegen erbeuteten merkwürdigen Fahnen, Kanonen und sonstigen Waffen. Kranke, Gebrechliche und Arme werden in zahlreichen Heilanstalten und milden Stiftungen gepflegt und versorgt; in anderen Anstalten werden Waisen, Blinde und Taubstumme erzogen und unterrichtet.

Doch gedeihen in Berlin die Künste des Friedens noch besser. Von Fabriken wollen wir nur an die vortreffliche königliche Eisengiesserei erinnern, worin nicht bloss Brücken mit Bogen und Geländern, sowie Maschinen und Maschinenteile der verschiedensten Art, sondern auch herrliche Bildsäulen und Brustbilder aus Gusseisen verfertigt werden. Ja die Kunst geht noch weiter und liefert die feinsten Schmucksachen, Finger- und Ohrringe, Armbänder, Vorstecknadeln und ähnliche Dinge aus Eisen, die man sonst nur aus Gold zu arbeiten pflegte. Im Durchschnitt liefert die Fa-

brik jährlich 30 000 Zentner solcher Gusswaaren, wovon die leichtesten 1,5 gr., die schwersten 40 Zentner wiegen. Die Borsigsche Maschinenbauanstalt, die grösste in ganz Deutschland, beschäftigt über 3800 Arbeiter und fertigt im Durchschnitt jede Woche fünf Lokomotiven. Auch die königliche Porzellanfabrik gehört zu den vorzüglichsten Europas. Da werden die feinsten Geschirre in den schönsten Formen gefertigt und ein grosser Teil davon vergoldet. Die Zahl der dabei beschäftigten Menschen beträgt 400.

Noch berühmter ist Berlin durch seine vielen hohen Schulen und Kunstanstalten. Es hat eine bedeutende Universität, die im Winter 2542/43 (1882/83) 4678 Studenten zählte, ferner 130 höhere und niedere öffentliche Schulanstalten, die von mehr als 64 000 Schülern, und 96 Privatschulen, die von 30 000 Schülern besucht werden. Die Akademie, die gelehrten Gesellschaften und die Schätze an wissenschaftlichen und Kunst-Gegenständen machen die Stadt zu einem Hauptsitze deutscher Wissenschaft. Die königliche Bibliothek von mehr als 700 000 Bänden unterstützt die Bestrebungen der Gelehrten, und die verschiedenen Museen und Gemäldesammlungen fördern die Leistungen der Künstler. Wer also etwas Tüchtiges lernen will, findet in dieser Kaiserstadt hinreichend Gelegenheit und Anregung.

Von den Vergnügungsplätzen der Berliner ist der bekannteste der Tiergarten, ein grosser, mit Spaliergängen und Fahrstrassen durchzogener Park, worin Kaffeewirtschaften, Karussells und Schaubuden aller Art zerstreut sind. Eine grosse Annehmlichkeit ist dabei, dass die Hauptallee des Nachts erleuchtet wird,

sowie denn überhaupt die Erluchtung von Berlin sehr glänzend und vollständig ist. Man bedient sich dabei nicht des Oels, sondern des brennbaren Gases, welches aus einem Behälter in zahlreiche eiserne Röhren geleitet wird. Durch einen Hahn kann man diese verschliessen oder öffnen. Einmal angezündet, brennt das ausströmende Gas mit einer sehr hellen, schönen Flamme fort, bis ihm die Nahrung ausgeht. In den letzten Jahren ist jedoch die Gasbeleuchtung in mehreren Hauptstrassen Berlins durch das elektrische Licht verdrängt worden, welches mitten in der Nacht Tageshelle verbreitet.

10. Hamburg.

Nach Curtman.

Hamburg ist nach Berlin und Wien die grösste Stadt in Deutschland, überhaupt und trotz der Verluste, die es durch den grossen Brand im Jahre 2502 (1842) erlitten hat, eine der reichsten Handelsstädte in ganz Europa. Ihre 290 000 Einwohner leben fast alle von dem Handel und der Schifffahrt, und die ganze Stadt ist für solche Zwecke eingerichtet. Deshalb ist sie grossenteils von Kanälen durchschnitten, auf denen man die Waaren in die Magazine und heraustransportiert, wodurch freilich der niedrig liegende Teil der Stadt noch leichter, als schon seiner niedrigen Lage wegen, überschwemmt wird. Zu den Schönhei-

ten von Hamburg gehört ein rings mit Alleen umgebener Weiher, das Alster-Bassin, auf dem man im Sommer in Nachen, im Winter in Schlitten fährt oder Schlittschuh läuft. Seine Umgebung ist ein beliebter Platz für Spaziergänger. Das Innere der Stadt war früher sehr unfreundlich wegen der engen Strassen und hohen Häuser und vorzüglich wegen der sogenannten Gänge, welche enge, überbaute Gässchen sind, wo in einem einzigen Gebäude oft 20 bis 30 arme Familien wohnen. Denn auch hier findet sich die traurigste Armut neben dem glänzendsten Reichtum. Durch den grossen Brand hat sich darin manches geändert; denn man baute damals wenigstens hellere und gesündere Wohnungen statt der alten wieder auf.

Ganz prächtig, namentlich für den Fremden aus dem Binnenlande ist der Anblick des Hafens mit seinen Hunderten von Masten und Wimpeln, mit den Matrosen und Schiffskapitänen aller Nationen, mit den ankommenden und abgehenden Fremden und den aufgetürmten Waarenballen. Wer dergleichen noch nicht gesehen hat, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen.

Der Turm der Hamburger Nikolaikirche, 144,2 m. hoch, war bis vor kurzem der höchste in Deutschland, jetzt wird er jedoch von dem 1880 vollendeten Kölner Dom übertroffen, welcher mit einer Höhe von 160 m. alle Bauwerke der ganzen Erde überragt.

11. Hôjô Tokimune.

In der Zeit vom 13ten bis zum 16ten Jahrhundert (nach der Thronbesteigung Jimmu Tennos) fand ein regelmässiger Verkehr mit China statt, aber die inneren Wirren, denen die beiden Reiche darauf anheimfielen, verursachten die Unterbrechung des Verkehrs für die nächsten 400 Jahre. Die mongolischen Tartaren stürzten im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts die Sung-Dynastie und eroberten alle umliegenden Länder. Kublai Khan, einer der Mongolenkaiser, schickte einen Gesandten nach Japan, um Tribut und Huldigung zu verlangen. Zu dieser Zeit lag die Regierung in den Händen der Hojo. Tokimune, das Haupt der Hojo-Familie, war sehr erzürnt über diese anmassende Forderung: er behandelte den Gesandten mit Verachtung und schickte ihn fort. Das Verlangen wurde noch mehr als einmal wiederholt, aber jedes Mal in derselben Weise zurückgewiesen. Darauf versuchten die Mongolen eine neue Politik, indem sie eine Flotte von 450 Kriegsschiffen aussandten, mehr zur Drohung als zur Eroberung. Sie landeten auf den Inseln Iki und Tsushima und besetzten dieselben. Dann erreichten sie Dazaifu, wo sie am weiteren Vorrücken gehindert wurden und eine schwere Niederlage durch die Eingeborenen erlitten. Der chinesische Kaiser schickte jetzt abermals eine Gesandtschaft, bestehend aus neun Mandarinern, welche die feste Absicht aussprachen, nicht eher heimzukehren, als bis sie eine endgültige Antwort von der japanischen Regierung erhalten hätten. Tokimune liess

sie nach Kamakura bringen, und dort wurden ihnen die Köpfe abgeschlagen. Jetzt wurden Truppen ausgehoben und eingeübt, Kriegsvorräte angesammelt und alle Zurüstungen getroffen, um für jeden möglichen Fall bereit zu sein. Hojo Sanemasa wurde nach dem Westen geschickt, um den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen. Von China aus wurde noch eine weitere Gesandtschaft geschickt, aber sie hatte dasselbe Schicksal wie die vorige. Durch diese kühne Politik der Japaner wurde der Uebermut der Chinesen beleidigt, und sie beschlossen nun, den Tribut mit Waffengewalt zu erzwingen. So erschien denn im Jahre 1281 (1281) die chinesische Flotte, aus vielen tausend Schiffen bestehend, nahe bei Iki und Tsushima; die Truppenzahl wurde auf 100 000 angegeben. Sie segelten sogleich nach Dazaifu. Einige Tage lang blieb der Kampf durchaus unentschieden, und die Bevölkerung des ganzen Reiches geriet in Schrecken; man betete zu den Göttern, dass sie die Feinde vertreiben und das heilige Land schützen möchten. Kurz darauf brach ein heftiger Sturm los und vernichtete alle jene — einst so furchtbaren — Schiffe. Die Japaner benutzten die Verwirrung und machten einen Angriff auf die schiffbrüchigen Chinesen, bevor diese sich sammeln konnten. Sie wurden alle niedergemacht bis auf drei, welche die traurige Botschaft nach China brachten. Seitdem gaben die Chinesen den Plan auf, dieses Land zu erobern, welches nie wieder einem fremden Angriff ausgesetzt gewesen ist. Das ist hauptsächlich der Kühnheit und Festigkeit Tokimunes zu verdanken, und deshalb konnte es nicht fehlen, dass er in der Erinnerung der Nachwelt einen ehren-

vollen Platz erhielt, was er sonst auch für Fehler gehabt haben mag.

12. Karlsbad.

Von R. F. Eylert.

Karlsbad ist einer der merkwürdigsten und berühmtesten Badeörter der Welt. Viele Bäder hat der Wechsel der Zeit und der Mode getroffen, Karlsbad nicht; es war, ist und bleibt die Zuflucht aller, für deren körperliche Uebel die Natur in ihrer Fülle dieses wunderbare mineralische Wasser schuf. Dieses hat in dem Schloss-, Theresien-, Mühl- und Neubrunnen und dem Sprudel verschiedene Wärmegrade und steigt vom lauen zum warmen und wärmeren immer höher bis zum siedend heißen, dem Sprudel. Wenngleich der letztere glühend heiß ist, so dass Federvieh darin gebrüht werden kann und Eier in einigen Minuten hart kochen, so verbrennt er Lippe und Zunge dennoch nicht; man sehnt sich, wenn er seine heilende Kraft äussert, des Morgens danach und eilt mit seinem Becher zur helfenden Quelle. Merkwürdig ist es, dass die vielen Brunnen von verschiedenen Wärmegraden, vom lauen, schwachen Schlossbrunnen bis hinauf zu dem heißen Sprudel an einem und demselben Orte liegen, ungefähr nur 15 bis 20 Minuten von einander. Die verschiedenen Wärmegrade sind passend für die verschiedenen Grade der Krankheit, für welche man Hülfe

sucht; hilft der eine Brunnen nicht, so thut es der andere, und bald wird man inne, welcher zusagt. Dieses heilende Wasser, welches Kaiser Karl IV. auf der Jagd in Verfolgung eines in der Angst hinabspringenden Hirsches entdeckt haben soll, hat Karlsbad berühmt und blühend gemacht. Man kann sich daher die Angst und den Schrecken der Einwohner denken, als eines Tages im Jahre 2443 (1783) die Hauptquellen verschwanden, aber auch ihre Freude, als sie nach 24 Stunden wiederkehrten. Man bringt dieses Verschwinden vielleicht nicht ohne Grund in Verbindung mit dem gleichzeitigen fürchterlichen Erdbeben in Calabrien. Man begreift zwar die Ursache und den Herd des kochenden Feuers in den finsternen und doch geordneten Abgründen der Erde nicht, aber man sieht seine segensvollen Wirkungen und freut sich der Hülfe, welche Leidende hier finden. Sie trinken mit jedem Becher Reinigung, Stärkung und Genesung, und es durchströmt sie neue Lebenslust, je mehr sie sich dem wunderbaren Heilquell mit Ruhe und Heiterkeit nahen. So heilbringend das wunderbare Wasser ist, so angenehm und romantisch ist die Lage von Karlsbad. Das heitere Städtchen liegt in einem Kessel, von hohen, belaubten Bergen eingeschlossen. Es wird von einem Flüsschen Namens Tepel durchflossen und hat an den Ufern derselben nur zwei Strassen. Diese gewähren mit ihren netten Häusern einen heiteren Anblick, da die Wohnungen an den hohen Bergen liegen. Die Hauptstrasse zieht sich im halben Monde am Flusse herunter und heisst die alte und neue Wiese. Die Häuser haben grösstenteils drei Stockwerke, die bequem, oft geschmackvoll eingerichtet sind. Gegenüber,

an der anderen Seite des Wassers, liegen Buden, wo allerlei Sachen, meistens Stahlwaaren und böhmisches Glas, verkauft werden. Beide Strassen sind belebt; man findet dort Menschen aus allen Weltgegenden, Brunnengäste in allen Fenstern und vor allen Thüren. Pferde werden in der rauschenden Tepel gewaschen, Wagen rollen vorüber, von allen Seiten her ertönt Musik; friedlich und heiter geht man im bunten Gewühle neben einander her und macht leicht neue Bekanntschaften.

So heiter die Stadt, so angenehm ist die Umgebung nah und fern. Die Berge sind ernst und kühn, die Thäler lieblich und zutraulich, die Felder fruchtbar, die Wiesen üppig, die Dörfer freundlich, die Wirtschaftshäuser behaglich. Die Einwohner von Karlsbad sind ein Schlag gutmütiger, wohlwollender Menschen. Aufmerksam, zuvorkommend, gefällig und treuherzig, machen sie das Leben in ihren netten und reinlichen Häusern auf drei bis vier Wochen angenehm und bequem. Seit Jahrhunderten ist die Stadt jährlich von Leuten aller Art besucht, und es ist eine erfreuliche Erscheinung, dass die Einwohner gut und bieder geblieben sind.

13. Kusunoki Masashige.

Seit dem Tode Yoritomos befand sich die wirkliche Macht des Bakufu in den Händen der Hojo-Familie, welche die Kaiser und Shogune zu blossen Scheinherrschern machte. Aber trotz dieser wider-

rechtlichen Regierung konnte sich das Volk fast 150 Jahre lang des Friedens erfreuen. Zuletzt bot jedoch die Bakufu-Regierung einen traurigen Anblick dar, aus Willkür und Bosheit gemischt, und die Shugo und Jito verschiedener Provinzen schlugen die Befehle der Hojo in den Wind. Im Jahre 1184 (1324) beschloss der Kaiser Godaigo, erzürnt über die böswillige Tyrannie derer, die von Rechts wegen seine Vasallen waren, den Sturz der Hojo-Familie und zugleich des Bakufu. Aber alles, was er erreichen konnte, war der Beistand von ein paar Kriegern und Soldaten; und nachdem seine Pläne zweimal ans Licht gebracht waren, musste er nach Kasagi flüchten. Dort wurde er gefangen genommen und nach der Insel Oki in die Verbannung geschickt; so hatte die menschliche Bosheit die höchste Stufe erreicht. Aber es fand sich doch noch ein Mann, der sich der guten Sache annahm und es zum Ziel seines Lebens machte, die Kamakura-Regierung zu stürzen und den kaiserlichen Verbannten wieder in seine Rechte einzusetzen. Dieser Mann war Kusunoki Masashige, ein Angehöriger einer edlen Familie, die in Kawachi lebte. Er hatte sich bereits mehrfach durch kühne Thaten und kriegerische Tüchtigkeit ausgezeichnet, und jetzt ergriff er die Waffen in der Sache des Kaisers. Anfangs befestigte er Akasaka in Kawachi, und darauf fand er einen festen Stützpunkt in dem Schlosse Kongōzan. Der Kamakura-General begann nun bald die Belagerung des Schlosses mit einer überwältigenden Uebermacht; aber, obgleich Masashige nur eine Handvoll Truppen zur Verteidigung hatte, so hielt er sich doch mehrere Monate lang.

Während dieser Zeit sank das Ansehen der Hojo-Familie unaufhaltsam, im ganzen Reiche erhob sich das Kriegsgeschrei gegen sie, und viele Patrioten beeilten sich, dem bis jetzt alleinstehenden Masashige Hilfe zu bringen. Nitta Yoshisada musterte alle seine Anhänger in Kōdzuke und überfiel dann unerwartet Kamakura. So warf er die Hojo-Familie auf einen Streich nieder, und Ashikage Takaudji zögerte nicht seinem Beispiel zu folgen. Dieser im Verein mit Kojima Takanori, Akamatsu Norimura und anderen zerstörte Rokuhara und stellte die kaiserliche Macht im Westen wieder her. Der Kaiser wurde jetzt aus der Verbannung zurückgeholt und wieder in die Regierung eingesetzt. Die beiden Provinzen Setsu und Kawachi wurden dem Masashige verliehen als Belohnung für seine patriotischen Thaten. Bald nachher empörte sich Takaudji in Kamakura und rückte mit seiner Macht gegen Kioto; aber den vereinten Kräften von Masashige und Yoshisada gelang es, Takaudji und die Seinen von der Hauptstadt zu vertreiben, und dieser floh nach Kiushiu. Masashige riet jetzt dem Yoshisada, keinen Augenblick zu verlieren und die Aufständischen bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, aber Yoshisada hatte taube Ohren für diesen weisen Rat. Inzwischen sammelten die Rebellen ihre Kräfte und rückten zu Lande und zu Wasser in geschlossenen Abteilungen gegen Kioto vor. Masashige entwarf den einzig möglichen Plan zur Verteidigung, aber dieser wurde von den Hofbeamten mit Verachtung zurückgewiesen. Jetzt mussten sich Masashige und Yoshisada auf alles gefasst machen; sie wussten nur zu gut, dass ihre Sache verloren sei. Ta-

kaudji hatte seine ganze Macht bei Hiogo vereinigt, durch Zögern war nichts zu gewinnen, und so wurde denn das kaiserliche Heer nach hartem Kampf gänzlich geschlagen. Masashige hatte alles gethan, was in seinen Kräften stand, aber jetzt war seine Rolle ausgespielt: er eilte nach einem Bauernhause, wo er in Ruhe das *Harakiri* ausführte und einen edlen Heldentod starb. Sein Bruder Masasuye teilte sein Schicksal. Von diesem Augenblick an war die Macht Takaudjis gesichert.

Unter allen Charakteren der japanischen Geschichte nimmt Masashige einen hervorragenden Platz ein; an ihm haben wir einen Spiegel fleckenloser Treue. Es gelang ihm nicht, das Ziel seines Lebens zu erreichen, aber er hat alles gethan, was irgend ein Sterblicher in seiner Lage thun konnte; nichts hätte ihn verleiten können, vom Pfade der Pflicht abzuweichen, und seine treue Ergebenheit gegen seinen kaiserlichen Herrn endete erst mit seinem Leben.

Das Gedächtnis eines so edlen Mannes konnte nicht lange in Vergessenheit geraten, und im Jahre 2350 (1690) errichtete Tokugawa Mitsukuni ein Denkmal über seinem Grabe in Hiogo mit der Inschrift: "Dies ist das Grab des Patrioten Kusunoki!" Man sagt, dass dies nicht wenig dazu beitrug, das Gefühl der Anhänglichkeit gegen den kaiserlichen Thron zu erwecken, und mittelbar den Weg bahnte für den jüngsten Umschwung.

14. Der Königstein.

Von Curtman.

Königstein, diese weltberühmte Festung, liegt 25 km. von Dresden auf einem mächtigen, majestätisch sich auftürmenden, steilen Sandsteinfelsen, der 350 m. über der Meeresfläche und etwa 100 m. über dem Spiegel der Elbe erhaben ist und oben einen Umfang von einer halben Stunde hat, wo sich ausser den Gebäuden, Festungswerken und bombenfesten Kasematten auch ein kleiner Wald, Gärten, etwas Feld, ein tiefer Brunnen und einige Cisternen befinden. Die Besatzung besteht aus etwa 400 Mann. Der Weg zu dieser Festung geht durch einen dunklen, gewölbten, in den Felsen gehauenen Gang, der so steil ansteigt, dass man zum leichteren Fortkommen Handhaben zu beiden Seiten befestigt hat. Ueberraschend ist es, wenn man diesen schauerlichen Felsenweg durchwandert hat, hier oben grosse und ansehnliche Gebäude, von Gärten umgeben, und ein Wäldchen von Tannen, Fichten, Eichen und Buchen zu finden. Durch die stets vermehrten und verbesserten Festungswerke, durch die unersteigliche Lage, welche das Erstürmen unmöglich macht, und durch die Unmöglichkeit des Beschiessens, indem zwei andere benachbarte Felsen zwar höher als der Königstein sind, aber wegen ihrer Steilheit das Hinaufschaffen schweren Geschützes nicht erlauben, ist diese Felsenfestung in einem solchen Zustande, dass sie für unüberwindlich gelten muss.

Der fürchterlichste Feind aller Festungen, der Hunger, ist hier auch nicht so gefährlich wie bei andern Festungen, indem der tiefe, für die schwache Besatzung hinreichende Brunnen nicht abgegraben, der auf drei Jahre vorräthige Proviant nicht vernichtet und das vorhandene Holz im Walde vom Feinde nicht genommen werden kann, und überdies einiges Getreide auf dem Königsteine selbst wächst. Der Hauptnutzen dieser Festung besteht darin, dass sie Sachsen zum sichersten Aufbewahrungsort aller Kostbarkeiten und Schätze seiner Hauptstadt und des Landes dient. Von Gebäuden findet man auf dem Königstein drei Schlösser: die Friedrichsburg, worin man die Bildnisse aller sächsischen Regenten, aller Generale Sachsens und Kommandanten des Königsteins sieht; die Georgenburg, worin sich Staatsgefängnisse befinden, und die Magdalenenburg, deren ungeheure Keller das Riesenfass aufbewahrten, welches 2478 (1818) seiner Baufähigkeit wegen zerschlagen worden ist; ferner ein Kommandantenhaus, eine Garnisonkirche, Kasernen, ein Zeug- und Provianthaus, ein Pulvermagazin. Die bombenfesten Kasematten, zur Wohnung der Garnison im Falle einer Belagerung bestimmt, sind geräumig und hell, zum Theil in den Felsen gehauen, sehr trocken, mit einer etwa 4 m. dicken und oben mit Steinplatten versehenen Decke überlegt — die weder Regen noch Bomben eindringen lässt — mit einem Backofen und mehreren Kaminen versehen, worin die Besatzung im Notfall kochen kann. Noch müssen wir einige Worte von dem tiefen Brunnen sagen, welcher 2213 (1553) angefangen wurde, und woran man 40 Jahre lang arbeitete. Er ist über 300 m. tief, durch lauter

Sandsteinfelsen gehauen, hat in der Regel etwa 20 m. Wasser und ist selbst bei der grössten Dürre nicht wasserlos.

Als eine Merkwürdigkeit des Königsteins wird noch das sogenannte Pagenbett gezeigt, welches unter der Friedrichsburg ausserhalb an dem Felsenabhange sich befindet. Ein Page des Kurfürsten gab dieser Stelle den Namen. Dieser kroch nämlich während eines Hoffestes, von Wein etwas benebelt, zu einer Schiesscharte der Burg hinaus auf den kaum 1 m. breiten, abschüssigen Vorsprung des Felsens, um da den Rausch zu verschlafen. Nur der geringsten Wendung bedurfte es, und er stürzte in den Abgrund hinunter. Glücklicherweise wurde er zeitig entdeckt, und als man dem Kurfürsten dies halbsprechende Ruheplätzchen zeigte, liess er den Schlummernden erst anbinden und dann mit Trompeten und Pauken wecken.

Unbeschreiblich schön ist die Aussicht von dieser Höhe auf das Elbenthal weit über Dresden hinaus und auf die kolossalen Felsengebilde und malerischen Berggruppen der sächsischen Schweiz, von denen der Blick wieder herabgezogen wird in die lieblichen Thäler, durch welche die Waldströme ihre Silberstreifen ziehen.

15. Die künstlichen Eisberge in Russland.

Von J. G. Kohl.

Eine der beliebtesten Volksbelustigungen in Russland gewähren die künstlichen Eisberge. Ihre Einrichtung ist diese: Ein schmales, langbeiniges Gerüst erhebt sich etwa 12 bis 15 m. hoch und trägt oben eine kleine Galerie, zu der man auf hölzernen Treppen auf der einen Seite emporsteigt. Auf der andern Seite senkt sich die Rutschbahn anfangs sehr steil, dann immer allmählicher, bis sie sich zuletzt mit dem Boden ganz unmerklich ausgleicht und vereint. Die Bahn, welche aus zusammengefügtten Bohlen besteht, wird ebenfalls von hölzernen Pfeilern getragen, mit grossen, regelmässig zugehauenen Eisquadern bis oben zur Spitze hin belegt. Der schöne, feste Krystallkörper gestaltet sich leicht unter dem Beile. Ueber das Ganze schüttet man noch zu Zeiten Wasser, welches die einzelnen Schollen verkittet und die Festigkeit der Bahn vollendet. Diese Mühe giebt man sich jedoch nur, wo die Bahn geneigt ist; wo sie sich aber mit dem Boden völlig ausgleicht, wirft man zu ihrer Fortsetzung auf der Ebene hin nur zu beiden Seiten Dämme von Schnee auf. Den Raum zwischen denselben füllt man mit Wasser aus, welches alsbald spiegelglatt gefriert. Das Ganze sieht sehr leicht und luftig aus, um so mehr, da die Arbeiter zuletzt obenauf noch eine Fahne stecken, die hoch in den Lüften flattert. Es stehen sich immer 2 solcher Eisberge gegenüber, so

dass ihre Bahnen, durch Schneedämme getrennt, neben einander hinlaufen und die Wirkung der einen da aufhört, wo man die Schwungkraft der anderen zur Rückfahrt benutzen kann. Die Sitte auf den Eisbergen zu rutschen ist in ganz Russland verbreitet. In dem Hofe vieler Häuser Petersburgs werden den Kindern solche Eisberge errichtet und selbst in den Sälen der Reichen höchst feine Rutschberge aufgestellt, nur mit dem Unterschiede, dass hier die Bahn nicht durch Eis, sondern durch polirtes Mahagoni- oder anderes glattes Holz dargestellt wird, auf dem man dann ebenfalls auf kleinen Schlitten hinabgleitet. Auch im Palaste des Kaisers findet sich ein solcher Mahagoni-Rutschberg. Die russische Jugend, die sonst das Eis wenig benutzt, nicht Schlittschuh läuft, nicht Schlitten schiebt und keine Schneemänner baut, huldigt doch mit Leidenschaft dem Rutschen auf geneigter Fläche. In allen Dörfern und Städten sieht man alle glatten Abhänge mit Buben und Mädchen belebt, die beständig auf dem Eise pfeilschnell dahingleiten. Sie erhalten sich sorgfältig ihre Bahn, schleppen Schnee herbei und giessen Wasser darüber. Ihre Schlitten machen sie sich zuweilen aus dem Eise selbst, welches sie geschickt in Form von kleinen Schiffen ausarbeiten wissen. In die Höhlung legen sie Stroh, um trocken zu sitzen, und vorn wird in diese bei russischer Kälte dauerhaften Schlitten ein Loch für den Strick eingebohrt.

Das Rutschen auf den Eisbergen gewährt ein unterhaltendes Schauspiel. Die Geländer, welche sich an den Bahnen hinziehen, sind daher stets von dichten Zuschauerhaufen besetzt wie die Bahnen selbst von

Fahrenden. Am Fusse des Gerüsts halten viele Leute mit kleinen, niedrigen Schlitten ohne Lehne, die sie, zu einer Fahrt einladend, den Vorübergehenden fast unter die Füße schieben. Sowie du nur einem einen beifälligen Wink giebst, springt er mit dir die Treppe hinauf, und du setzt dich auf das schmale Schlittchen, so gut du kannst. Der Schlittenführer schwingt sich hinten auf, und sausend stürzt sich der Schlitten die Höhe hinab. Der Schwung, den man vom ersten steilen Absturz erhält, wirkt so stark nach, dass man ins Unendliche fliegen würde, wenn nicht am Ende der Bahn Sand gestreut wäre, welcher endlich den Schlitten völlig hemmt. Die Schlittenführer haben starke lederne Handschuhe an den Händen, die sie über den Boden hinschleifen lassen, und mit denen sie bald rechts, bald links andrücken, um den Lauf des Schlittens zu leiten und kleine Unregelmässigkeiten wieder auszugleichen. Um Mittag, wenn der Zudrang recht gross ist, geht es wie aus einem Leuchtkugeltöpfe: ein Schlitten zischt hinter dem anderen her. Dabei können nicht alle kleinen Unglücksfälle vermieden werden, und manchmal purzelt ein ganzes Knäuel von Schlitten und Menschen in den Schnee.

16. Der Sperling.

Nach Hermann Wagner.

Die Färbung dieses unseres bekannten Hausfreundes ist zwar unansehnlich, aber doch nicht hässlich.

Der Scheitel ist bläulichgrau und an beiden Seiten mit kastanienbraunen Streifen geziert; der Oberrücken rostfarben und mit schwarzen Streifen besetzt. Ueber die Flügel geht eine weisse Binde, und der Vorderhals ist schwarz. Die jungen Männchen und alle Weibchen sind oben rotgrau, nur auf dem Rücken schwarzgefleckt, unten schmutzigweissgrau.

Der Sperling bleibt am liebsten zeitlebens an dem Orte, wo er aufgewachsen ist. Er zieht gegen den Winter nicht fort, sondern hält bei uns aus. Daher ist er auch mit allen Plätzen seiner Umgebung vertraut, wo es irgend etwas für seinen Schnabel giebt.

Er beachtet aufmerksam alles, was ihm Gefahr bringen könnte. Bückt sich ein Knabe nur nach einem Steine, so ruft der Spatz schon seinen Genossen den Warnruf zu und bringt sich in Sicherheit; aber gleich darauf ist er wieder da, wenn die Gefahr vorüber zu sein scheint. Er unterscheidet die Personen, die ihm gefährlich sind, genau von andern, die er nicht zu fürchten hat. Frauen und Mädchen scheut er weniger als Männer, Knaben am meisten. Brotkrümchen, welche auf das Gesimse eines Fensters ausgestreut sind, geniesst er nur dann mit Ruhe, wenn das Fenster geschlossen ist. Sehr vorsichtig benimmt er sich dagegen, wenn bei offenen Fenstern jemand im Zimmer sich befindet.

Am liebsten siedelt er sich auf Dörfern an, in deren Nähe viel Getreide gebaut wird; in Ortschaften, die mitten im Walde gelegen sind, ist er dagegen seltener. Die Getreideschober, Scheunen und Kornböden sind selbst während des Winters für ihn unerschöpfliche Speisekammern. Zum Verdruss der Haus-

frau stellt er sich beim Füttern der Hausvögel regelmässig als ungebetener Gast ein. Hier schnappt er einer Taube das Gerstenkorn vor dem Schnabel weg, dort weicht er dem Schnabelhiebe eines neidischen Huhnes aus oder schlüpft behende zwischen den Füßen des Truthahns hindurch, sorgt aber dabei fortwährend für seinen Magen. Verscheucht man die zudringlichen Mitesser, so schwirren sie mit lautem Gezwitz bis aufs nächste Dach, sind aber sofort wieder zurück, sobald die Hausfrau den Rücken kehrt.

Die Sperlinge richten manchen Schaden an. Dem Gärtner und Landmann verzehren sie die Sämereien vom Lande und die Körner aus den reifenden Aehren oder den trocknenden Garben. Aufs aufmerksamste untersuchen sie ferner die reifenden Obstfrüchte und Weintrauben und nehmen stets die besten vorweg, wenn ihnen nicht durch Netze der Zugang versperrt wird. Durch aufgehängte Papierstreifen, klappernde Windmühlen, klingende Glasflaschen und ausgestopfte Männer kann man sie wohl eine kurze Zeit vom Kirschbaum oder Erbsenfelde verscheuchen; bald aber merken sie, dass ihnen die Puppe nicht schaden kann, und setzen sich ihr selbst auf den Kopf. Sogar vor blinden Schüssen fürchten sie sich wenig. Auch lassen sie sich nicht leicht in Fallen fangen, eher auf Leimruten, die man neben ausgestreute Körner legt. Mit gefangenen Spatzen lässt sich jedoch nichts Besonderes anstellen. Weder ihr Fleisch noch ihr Gesang ist angenehm.

Es gab eine Zeit, wo man die Sperlinge schonungslos verfolgte, weil sie Obst und Körner aufzehrten. Bald aber bemerkte man, dass es um so viel

Raupen und Käfer mehr gab als Sperlinge weniger. Denn ein einziges Paar Sperlinge vertilgt im Laufe eines Sommers eine ansehnliche Menge Insekten.

Im April liest der Sperling Strohhalme, Federn und Fasern zum Neste zusammen. Er baut dasselbe zuweilen in der Hecke, im Baum oder Strauch; dann wölbt er es oben zu, damit die Jungen vor Wind und Wetter geschützt sind. Am liebsten sucht er sich aber in der Wohnung der Menschen oder in Viehställen, auch wohl zwischen Dachsparren, an Gesimsen oder gar im Schwalbennest einen Schlupfwinkel aus, der ihm die Arbeit leichter macht. Ist der Baustoff flüchtig zusammengehäuft, so legt das Weibchen drei bis sechs weisse, braun oder grau gefleckte Eier. Kaum sind die Jungen gross gezogen und geschickt genug, sich selbst Futter zu suchen, so folgt eine zweite und zuweilen denselben Sommer noch eine dritte Brut. Daher kommen die zahlreichen Sperlingsschwärme, die im Herbst so munter auf unseren Höfen, Dächern und Feldern umherschwirren.

17. Toyotomi Hideyoshi.

Hideyoshi wurde geboren im Dorfe Nakamura in der Provinz Owari und wuchs heran zu einem verschlagenen und waghalsigen Knaben. Als er achtzehn Jahre alt war, trat er in den Dienst des Ota Nobunaga. Seine grossen Fähigkeiten und kriegerischen Eigen-

schaften machten ihn zu einem beliebten Anführer, und bald erhob ihn Nobunaga zu einem seiner Generale.

Zu jener Zeit war das ganze Reich zersplittert in eine Anzahl kleiner Herrschaften, und es fehlte an einer überlegenen Kraft zur Leitung des Ganzen, bis Nobunaga in Owari hervortrat, allmählich Suruga, Mino, Omi u. s. w. erwarb und endlich auch Kioto besetzte. Er fasste jetzt den Plan, alle die mächtigen Fürsten zu stürzen und seine eigenen Anhänger an ihre Stelle zu setzen, aber ehe er diesen Plan ausführen konnte, starb er eines unnatürlichen Todes von der Hand eines seiner Vasallen, des Akechi Mitsuhide.

Hideyoshi führte gerade einen Krieg gegen den Mori in Bichiu, als er die traurige Nachricht vom Tode seines Herrn erhielt. Sofort eilte er nach Kioto, um Rache zu nehmen, und als dies vollendet war, übertraf ihn niemand an Ruhm und Macht. Hidenobu, ein Enkel Nobunagas, wurde dessen Nachfolger, und Hideyoshi selber übernahm die Regentschaft. Durch diese Bestimmung wurden nun die beiden Söhne Nobunagas von ihrem vermeintlichen Rechte ausgeschlossen, und sie waren keineswegs gewillt, sich dabei zu beruhigen; auch Shibata Katsuiye, der damals Echizen besass, hatte keine Lust, sich vor seinem früheren Nebenbuhler zu beugen. Er und Nobutaka, einer von Nobunagas Söhnen, erhoben gleichzeitig die Waffen gegen Hideyoshi, aber der Kampf endete mit ihrem eigenen Fall. Nobuo, der ältere Sohn des Nobunaga, versuchte zu seinem Recht zu kommen mit Unterstützung des Tokugawa Iyeyasu, des einzigen, der dem Hideyoshi als Gegner gefährlich werden konnte. Dieser hielt es deshalb für notwendig, mit Iyeyasu Frieden zu schlies-

sen, und sandte ihm seine Mutter als Geisel. Nachdem seine Regierung auch von Mori, dem Herrn der westlichen Provinzen, anerkannt worden war, schickte er ein Heer nach Shikoku zur Unterwerfung der Chosokabe, welche damals Tosa beherrschten; auch sie mussten sich zuletzt der Ueberlegenheit seiner Waffen fügen. Ein anderes Heer wurde nach Satsuma gesandt, und diese Provinz, die damals, wie seither, der Sitz der Shimadzu war, teilte das Schicksal der übrigen. Darauf wurden die siegreichen Waffen gegen Kuanto gekehrt, um die stolze Familie der Hōjo niederzuwerfen; sie leisteten Widerstand, aber vergeblich. So hatte Hideyoshi in einem Zeitraum von nicht mehr als zehn Jahren das ganze Reich unter seine Gewalt gebracht. Es wird jedoch berichtet, dass er die Unmöglichkeit einsah, gegen einige der mächtigen Familien mit Strenge zu verfahren; daher gewährte er ihnen in nicht wenigen Fällen recht günstige Bedingungen, liess ihren Landbesitz unangetastet und schonte das Leben derer, die ihm Widerstand geleistet hatten. Dies war eine der Ursachen, die es ihm möglich machten, in so kurzer Zeit das ganze Reich zu unterwerfen. Vor dieser Zeit war er zum Kuambaku ernannt worden—ein Titel, der bis dahin ausschliesslich Mitgliedern der Fujiwara-Familie verliehen worden war. Jetzt verzichtete er auf diese hohe Würde zu Gunsten seines Adoptivsohnes und führte seitdem den Titel *Taikō*.

Obgleich er jetzt im ganzen Reiche den Frieden wiederhergestellt hatte, so kannte sein Ehrgeiz doch keine Grenzen, und er fasste jetzt den Plan China zu erobern. Zunächst sandte er eine grosse Truppen-

macht nach Korea, um die Wege zu bahnen für ein weiteres Vorrücken, aber man stiess auf beträchtlichen Widerstand von Seiten der Koreaner, und so ward dieses Land für die nächste Zeit der Schauplatz des Krieges und des Blutvergiessens. Schliesslich wurde ihre Hauptstadt erobert und die beiden Söhne des Königs gefangen genommen. Inzwischen kamen aber die Chinesen den Koreanern zu Hülfe, und der Kampf wurde mit grosser Heftigkeit von beiden Seiten erneuert. Die endgültige Entscheidung schien noch fern zu liegen, als der Kaiser von China einen Friedensvertrag anbot, nach welchem die Japaner Korea räumen sollten. Hideyoshi erhielt vom chinesischen Kaiser einen Brief, dessen anmassende Ausdrücke ihn sehr erzürnten, so dass er ein neues Heer ausandte, um den Kampf fortzusetzen. Um diese Zeit erfochten die Japaner einen glänzenden Sieg über die Chinesen bei Wurusan, aber kurz darauf starb Hideyoshi, und das Heer erhielt sogleich Befehl zur Heimkehr.

Ohne Zweifel war dieser kostspielige Krieg unternommen worden nicht sowohl, um den persönlichen Ruhm eines einzelnen Mannes zu erhöhen, als vielmehr in der Absicht, inneren Unruhen im Reiche vorzubeugen. Denn mehrere Daimios besaßen grosse Macht, einige von ihnen trugen sich mit gefährlichen Plänen, und auf irgend eine Weise musste der kriegerische und waghalsige Zeitgeist sich Luft machen. Diesem Zweck diente der auswärtige Krieg, der die ganze Thatkraft der Beteiligten in Anspruch nahm. Freilich brachte diese Politik zugleich auch manche

Gefahren mit sich, aber jedenfalls war es eine gesunde und weitsichtige Politik.

18. Der Hund.

Nach A. E. Brehm.

Aus einem Raubtier ist der Hund durch Zähmung der treueste Freund und Gefährte des Menschen geworden. Er ist seinem Herrn in alle Länder der Erde gefolgt. Seine Gestalt ist mager, Kopf und Hals ziemlich klein, der Schädel langgestreckt, die Nase stumpf, die Schnauze spitz.

Augen und Ohren sind gross. Das Gebiss ist kräftig. In der oberen und unteren Kinnlade hat er sechs scharfe Schneidezähne, auf jeder Seite einen starken Eckzahn und hinter den Backenzähnen einen grossen Reisszahn. Der Rumpf ruht auf dünnen, hohen Beinen. An den Vorderfüssen sitzen fünf, an den Hinterfüssen vier Zehen mit starken Krallen. Der Schwanz ist kurz und oft buschig behaart.

Der Hund frisst Alles, was der Mensch isst, Fleisch und Pflanzenkost, roh oder gekocht. Vor allem aber liebt er Fleisch; selbst Knochen verdaut er. Von gekochten Speisen sind ihm mehlig, besonders süsse, am willkommensten. Keine Speise darf ihm heiss oder aus unreinen Geschirren gegeben werden. Um Knochensplitter aus dem Magen zu entfernen, frisst er gern Gras. Wasser trinkt er oft und viel; er schlürft

es mit der Zunge ein, indem er dieselbe löffelförmig krümmt. Wenn er überflüssige Nahrung besitzt, verscharrt er dieselbe, indem er ein Loch in den Boden gräbt, den Schatz darin birgt und mit Erde zudeckt. Gelegentlich gräbt er ihn dann wieder aus, zuweilen aber vergisst er auch das Versteck.

Der Hund kann vortrefflich laufen und grosse Sprünge machen. Weniger gut gelingt ihm das Klettern, und an steilen Abgründen wird er vom Schwindel befallen. Die Kunst zu schwimmen ist ihm angeboren; einige lieben das Baden ausserordentlich, verwehnte aber scheuen es sehr. Ist er erhitzt, so streckt er die Zunge aus. Will er ruhen, so sitzt er entweder auf den Hinterbeinen oder legt sich auf die Seite oder den Bauch, indem er die Vorderfüsse vorwärts streckt und zwischen sie seinen Kopf legt. Er liebt die Wärme und eine weiche Unterlage, verträgt aber ungern eine Decke. Ehe er sich niederlegt, geht er einigemal im Kreise um sein Lager. Sein Schlaf ist leise und unruhig, er hört im Schlaf ziemlich scharf und träumt so lebhaft, dass er manchmal knurrt und leise bellt.

Ganz vorzüglich sind die Sinne des Hundes, besonders Gesicht, Gehör und Geruch; der letztere ist zu einer bewundernswürdigen Schärfe ausgebildet. Noch grösser ist seine Klugheit, sein Gedächtnis, seine Gelehrigkeit und Geschicklichkeit. Er bewacht das Haus, den Hof und die Herde; er meldet Nahende an; er spürt das Wild auf und bringt das Erlegte, ohne zu naschen; er holt Verlorenes wieder herbei; er versteht jedes Wort, jede Miene seines Herrn und lässt sich zu tausenderlei Dingen abrichten: zum Tanzen, Schildwach zu stehen, den Wagen zu ziehen und dgl.

Gegen seinen Herrn ist er stets folgram, dienstfertig und freundlich. Wie wendet er die Ohren, wenn er einen Befehl erwartet! Wie entzückt ist er, wenn er dem Herrn folgen darf! Wie jämmerlich aber ist sein Gesicht, wenn er zu Hause bleiben muss! Mit wie kluger Miene sieht er sich um, wenn er vorausgelaufen und an einen Scheideweg gekommen ist, als wolle er fragen, ob er rechts oder links gehen müsse! Wie schämt er sich, wenn er einen dummen Streich gemacht oder ein Unheil angestiftet hat! Wie leicht lernt er Fremde von Bekannten unterscheiden! Wie oft rettet er seinem Herrn durch seinen Mut, seine Wachsamkeit und Ergebenheit Gut und Leben! Darum behandelt man ihn auch mit Liebe, kost und streichelt ihn, pflegt ihn sorgfältig, übergiebt ihn dem Arzt, wenn er krank ist, trauert mit ihm und weint, wenn er stirbt; ja man hat einzelnen Hunden ein Denkmal gesetzt.

Von den vielen Krankheiten, von denen der Hund befallen werden kann, ist die Tollwut die schlimmste. Sie tritt im Sommer bei grosser Hitze oder im Winter bei grosser Kälte ein, besonders wenn der Hund Durst leiden muss. Die sonst feuchte und kalte Nase des Hundes wird dann trocken und heiss, er schleicht einsam umher, sieht traurig aus, knurrt rauh und heiser, scheut das Wasser, lässt Kopf und Ohren und Zunge hangen, kennt zuletzt auch seinen Herrn nicht mehr und beisst alles, was ihm in den Weg kommt. Ein von ihm gebissener Mensch muss sterben, wenn nicht schnelle Hülfe geschafft wird.

Es giebt in Europa viele Arten von Hunden, die nach ihrer Grösse, Gestalt und Farbe verschieden

sind. Der gelehrigste und gutmütigste unter allen ist der Pudel. Auch der Spitz kann zu mancherlei Künsten abgerichtet werden; wegen seiner Wachsamkeit haben ihn die Fuhrleute oft auf ihren Wagen. Der Dachshund oder Teckel hat kurze, krumme Beine und lange, hangende Ohren; er geht in den Bau der Füchse und Dachse, um dieselben herauszutreiben. Der magere Windhund mit langer, spitzer Schnauze, kleinen Ohren, schlankem, kurzhaarigem Körper auf sehr dünnen, hohen Beinen ist eins der schnellsten Tiere. Der Jagdhund und der Hühnerhund sind die treuen Begleiter des Jägers. Der neufundländische Hund ist gross und stark, hat lange, seidenartige, graue oder schwarze Haare und eine kleine Schwimmhaut zwischen den Zehen; er ist geschickt zur Jagd auf Wassertiere und zur Rettung von Menschen, die ins Wasser gefallen sind. Der Schäferhund hat aufrecht stehende Ohren und steife Haare. Er lenkt die Herde, wie sein Herr befiehlt; er läuft an derselben auf und ab, damit sie sich nicht zerstreue oder auf verbotene Aecker oder vom Wege gehe, und jagt die Tiere zurück, welche die Grenze überschreiten oder entlaufen wollen.

19. Die Hauskatze.

Nach Hermann Wagner und J. H. Campe.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Hauskatze von der wilden Katze abstammt, die noch jetzt hie

und da in Gebirgswaldungen vorkommt. In der äusseren Gestalt zeigen die zahmen Katzen weniger Verschiedenheiten als die Hunde. Die meisten Abweichungen finden sich in der Färbung. Die Haare der grauen, sogenannten Cyperkatzen zeigen eine Mischung von Weiss, Gelb und Schwarz; je nachdem nun die eine oder die andere dieser Farben vorwiegend ist, sieht dann das Tier weiss, schwarz, gelb oder gefleckt aus. Selbst weisse Katzen haben meist einzelne schwarze Haare, schwarze Katzen ebenso einzelne weisse.

Durch ihre Gestalt und Lebensweise erinnert uns die Katze an den Tiger. Den lieben, langen Tag liegt sie hinter dem warmen Ofen, dicht an die heissen Steine gedrückt; kommt aber der Abend, so wird sie lebhaft und geht auf Beute aus. Ihre Augen leuchten im Finstern wie hellgrüne Lichter. Sie vermag in der Dämmerung noch deutlich zu sehen, während unsern Augen schon alles grau und schwarz erscheint; bei Tage wird sie dagegen durch das helle Sonnenlicht geblendet, und das Schwarze im Auge, die Pupille, die abends kreisrund ist, zieht sich mehr und mehr zu einem schmalen Streifen zusammen, je heller die Sonne leuchtet.

So empfindlich wie die Augen der Katze sind auch ihre Ohren. Sie hört das leise Knabbern der Maus, das Geräusch, welches der Vogel in den Zweigen des Baumes macht. Ihr Geruch ist nicht so scharf wie der des Hundes. Ihre Pfoten sind weich, die Zehen enden in elastischen Ballen, und man hört keinen Laut, wenn sie läuft. So kann sie sich unbemerkt zum Mäuseloch schleichen und hier lauern, bis das Mäuschen weit genug von demselben entfernt ist, um

es zu erwischen. Es ist nicht so leicht, eine Maus zu fangen; denn diese ist ebenfalls eine geübte Springerin und flink in allen Bewegungen. Die Katze übt sich von Jugend auf förmlich zum Mäusefangen ein. Zuerst hascht sie den eigenen Schwanz, dann alles, was sich regt und bewegt, den Strohalm, die rollende Kugel, dann Fliegen und Schmetterlinge—zuletzt Mäuse und Vögel. Sie misst dabei genau mit den Augen die Entfernung ab, die zwischen ihr und ihrer Beute ist, schleicht vorsichtig auf dem Bauche heran, bis sie nahe genug ist, dann schnellt sie mit einem mächtigen Satze auf ihren Raub und packt ihn mit Zähnen und Klauen. Hat sie ihre erste Maus glücklich gefangen, so bringt sie dieselbe wohl in die Stube, um sie allen zu zeigen, als wolle sie wegen dieser ihrer ersten Heldthat auch gelobt sein. Manche Katzen thun dasselbe auch häufig später noch, töten und fressen auch die Maus nicht sofort, sondern lassen sie streckenweise laufen, um sich im Fangen desto besser einüben zu können.

Ihre Krallen kann die Katze zurückziehen; sie werden so nicht abgestumpft. Will sie zugreifen, so strecken sie sich aus wie ebenso viele Nadeln und Dolche. Die Krallen sind die Hauptwaffen der Katze; doch kann sie auch empfindlich genug beißen, wenn sie gereizt ist. Ins Wasser und in den Schmutz tritt sie höchst ungerne und putzt sich, sobald sie ungestört ist. Sie leidet kein Fleckchen an ihrem Pelze und streicht mit Pfote und Zunge jedes Härchen zurecht, das sich verschoben hat. Die scharfen Klauen befähigen die Katze zum Klettern. Sie klimmt über Planken und Mauern, steigt auf Bäume und Hausdächer und

kennt keinen Schwindel. Vor einem Falle fürchtet sie sich nicht sonderlich; sie dreht sich, wenn sie etwa von einem Hause herabgeschleudert wird, mitten im Falle um und kommt unten richtig auf die Beine zu stehen. Gar zu gern gehen die Katzen auf den Dächern spazieren; dort halten sie auch zur Nachtzeit ihre Zusammenkünfte und geben gränliche Konzerte.

Im Mai bekommt die alte Katze drei bis sechs Junge, die sie an einem verborgenen Orte versteckt. Wird sie dort beunruhigt, so sucht sie einen andern Schlupfwinkel auf, fasst die Jungen einzeln mit den Zähnen am Felle und trägt sie fort. Die Jungen können anfänglich noch nicht sehen und werden von der Alten gesäugt wie das Kalb von der Kuh.

Dass sich die Katze nicht bloss mit Mäusen begnügt, sondern auch gar zu gern Milch oder sonst etwas Leckeres aus der Küche zu erschnappen sucht, ist ja zum Sprichwort geworden. Da sie ein Raubtier ist, zieht sie Fleischspeisen allen übrigen vor, gewöhnt sich aber auch, wenn sie gut erzogen wird, an die meisten andern, welche der Mensch genießt. Ihr Wohlbehagen giebt sie durch eigentümliches Schnurren oder Spinnen kund; dabei reibt und streichelt sie sich auch gern an denjenigen Personen, welchen sie zugethan ist. Zwischen ihr und dem Hunde herrscht eine angeborene Feindschaft. Es kommt aber auch vor, dass sich eine Katze freundschaftlich einem Hunde anschliesst, mit dem sie von klein an aufgewachsen ist. Sie frisst dann von einem Teller mit ihm und legt sich auf seinen warmen Rücken, um dort zu schlafen. Auch mit Kaninchen und Meersehweinchen, mit Tauben, Staaren und anderen Tieren hat man sie zu-

sammengewöhnt, und sie haben sich mit denselben wenigstens so lange gut vertragen, als reichliches Futter und gehörige Aufsicht da war.

Man tadelt an den Katzen die Falschheit; manche sind empfindlich gegen jede Berührung und mögen sich von niemandem angreifen lassen, andere dulden schon mehr. Misshandlungen jedoch mögen sie nicht ungerächt hinnehmen und verteidigen sich dagegen mit Krallen und Zähnen. Ebenso nascht auch die eine Katze lieber als die andere.

Die Katzen haben auch ihre eigene Sprache. Nicht nur ist die Stimme einer jeden etwas verschieden von der einer andern, sondern je nach den Umständen machen sie sich auch durch ganz abweichende Töne bemerklich. Die Katze schreit ganz anders, wenn sie zu fressen begehrt, als wenn sie gequält wird. Sie lockt mit anderen Tönen ihre Jungen, und mit wieder andern giebt sie ihren Aerger zu erkennen, wenn man ihr das Fressen wegnehmen will. Den Hund pfaucht sie wild an und macht dabei einen Buckel, alle Haare stehen ihr zu Berge.

Ihre Lebenszähigkeit ist zum Sprichwort geworden. Wie bei den meisten Raubtieren, so heilen auch bei ihr Verwundungen ziemlich leicht und schnell; sie müssen sehr bedeutend sein, wenn sie ihren Tod herbeiführen sollen, der sonst gewöhnlich gegen ihr fünfzehntes Lebensjahr erfolgt. Kleinere Verletzungen achtet sie trotz ihrer Empfindlichkeit wenig. Hat die gefangene Maus sie etwa in die Lippe gebissen, so schreit sie zwar auf und lässt das Tier einen Augenblick frei; gleich darauf stürzt sie aber um so grimmi-ger über sie her und tötet sie. An Ratten dagegen wagt

sie sich nur ungern; gewöhnlich thut dies nur die jüngere Katze, die noch nicht erfahren hat, welches kräftige Gebiss die langschwänzigen Unholde besitzen.

20. Der Esel mit der Salzlast.

Nach Aesop.

Ein mit Salz beladener Esel musste einen Fluss durchschreiten, glitt im Wasser aus und blieb einige Augenblicke behaglich in der kühlen Flut liegen. Beim Aufstehen fand er die Last bedeutend erleichtert, weil das Salz im Wasser geschmolzen war. "Den Vorteil will ich mir merken," dachte Langohr, indem er munteren Schrittes seinen Weg fortsetzte; und als er mit seinen Säcken wieder an den Fluss kam, fiel er absichtlich nieder, legte sich auf die rechte und dann auf die linke Seite und zog, als er die Last geschwunden fühlte, vergnügt seine Strasse. Der Kaufmann aber, dem der Esel und die Waare gehörte, war mit dem Kunstgriff des Esels keineswegs einverstanden. Um ihm denselben zu verleiden, liess er ihn nächsten Tags statt des Salzes mit Badeschwämmen belasten. Kaum hatte sich nun der Esel im Flusse wieder niedergestreckt, so sogen die Schwämme eine so grosse Menge Wasser ein, dass der Esel gar nicht wieder aufstehen konnte und hätte ertrinken müssen, wenn ihm der Treiber nicht zu Hülfe gekommen wäre.

Von nun an hütete er sich sorgfältig, seine Ladung mit dem Wasser in Berührung zu bringen.

21. Ein teurer Kopf und ein wohlfeiler.

Von J. P. Hebel.

Als der letzte König von Polen noch regierte, entstand gegen ihn eine Empörung, was damals nichts Seltenes war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polnischer Fürst, vergass sich so sehr, dass er einen Preis von 35 000 M. auf den Kopf des Königs setzte. Ja, er war frech genug, es dem König selbst zu schreiben, entweder um ihn zu betrüben oder zu erschrecken. Der König aber schrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort: "Euren Brief habe ich empfangen und gelesen. Es hat mir Vergnügen gemacht, dass mein Kopf bei Euch noch etwas gilt; denn ich kann Euch versichern, für den Eurigen gäb' ich keinen roten Heller."

22. Tokugawa Iyeyasu.

Nach den Tode Hideyoshis versuchten alle mächtigen Fürsten, die von ihm hinterlassene Militär-

gewalt an sich zu reißen, und so wurde das Reich von neuem in Unruhen gestürzt. Tokugawa Iyeyasu und Mayeda Toshi-iyé führten die Regierung als gemeinsame Vormünder des Hideyori, des unmündigen Nachfolgers von Hideyoshi. Kurz darauf starb Toshi-iyé, und Iyeyasu wurde dadurch einziger Regent. Sein steigender Einfluss erregte aber die Eifersucht vieler, besonders des Ishida Mitsunari, eines ehemaligen Günstlings des Hideyoshi. Dieser beschloss, den Tokugawa zu stürzen, und unter dem Vorgeben, einen geheimen Befehl seines verstorbenen Herrn auszuführen, überredete er den Mori und den Uyesugi, ihn zu unterstützen; es wurde verabredet, dass der letztere die Feindseligkeiten eröffnen solle. Iyeyasu zog nun an der Spitze eines Heeres gegen Aidzu zur Unterwerfung des Uyesugi; als er aber unterwegs Kunde erhielt von dem gegen ihn geschlossenen Bündnis, da eilte er in seine Provinz zurück, um dort geeignete Massregeln zu treffen. Jetzt schlossen sich alle Daimios der einen oder anderen Partei an, und man sah einem schrecklichen Kampf entgegen. Endlich trafen sich die Heere bei Sekigahara in Mino, und hier wurde mit einem Schlage die Partei des Westens vernichtet. Damit kam die Regierungsgewalt endgültig in die Hände des Iyeyasu, der jetzt zum Sei-i Taishōgun oder Herrn aller Daimios ernannt wurde, so dass dem Hideyori nur ein blosser Titel übrig blieb.

Iyeyasu stammte von dem Geschlechte Gendji ab, und ein Teil von Mikawa war der einzige Besitz seiner Vorfahren gewesen, aber dazu hatte er dann noch mehrere benachbarte Provinzen erworben; bei dem Sturze der Hojo waren ihm die acht Provinzen des

Kuanto verliehen worden, und damals hatte er Yedo zu seiner Hauptstadt gemacht.

Bald nach der Schlacht von Sekigahara fand Iyeyasu auch einen Grund zum Streit mit Hideyori, und durch einen Angriff auf das Schloss von Ozaka sah sich dieser genötigt Frieden zu schliessen; bald nachher erneuerte sich jedoch der Streit und endete mit der Niederlage und dem Tode des armen Hideyoshi. Das geschah im 1ten Jahre Genna, 2275 (1615).

Jetzt war nun endlich der Friede hergestellt, und, nachdem seit dem Jahre Onin 150 Jahre lang Streit und Hinterlist geherrscht hatten, wurden jetzt für lange Zeit die Waffen bei Seite gelegt. Iyeyasu benutzte den Rest seines Lebens, das sich dem Ende zuneigte, um die Spuren der Kriege zu verwischen und um die Grundlagen für eine festere Regierung zu schaffen. So begünstigte er denn friedliche Künste und Wissenschaften. In der That verdanken wir ihm die Segnungen von fast 300 Jahren friedlichen Gedeihens. Er starb in hohem Alter i. J. 2276 (1616); seine Ueberreste wurden zu Kunozan in Suruga beigesetzt und später nach Nikko übergeführt, wo seinem Gedächtnis zu Ehren ein Tempel errichtet wurde, welcher unter dem Namen Toshôgû bekannt ist.

23. Karl der Grosse bei den Schülern.

Von Onno Klopp.

Als der Kaiser Karl einmal nach längerer Abwesenheit wieder heimkam, liess er die Jünglinge ru sich kommen, welche er dem Lehrer Clemens übergeben hatte, und befahl, dass sie ihre Hefte und Arbeiten, um sie ru zeigen, mitbringen sollten. Von den Schülern aus mittlerem und niederem Stande wiesen mehrere über alle Erwartung vortreffliche Beweise ihres Fleisses auf, dagegen waren die Arbeiten der Söhne aus vornehmen Familien voll von Unwissenheit. Da schied Karl die Schüler; die fleissigen stellte er ru seiner Rechten und redete sie folgendermassen an: "Es ist mir erfreulich, meine lieben Jünglinge, dass ihr meinen Befehl nach Kräften auszuführen bemüht seid und dadurch zugleich für euer eigenes Bestes sorgt. Bestrebt euch fernerhin, etwas Tüchtiges zu lernen, so werde ich euch Bischofssitze und andere gute Stellen geben, und ihr sollt in meinen Augen immer geehrt sein." Als dann wandte er sich mit zornigem Angesichte ru denen zu seiner Linken und erschütterte zuerst mit einer gewaltigen Rede ihr Gewissen, dann aber wandte er sich zum Spott: "Ihr Söhne vornehmer Männer, ihr geleckten, zarten Herrchen, ihr vertraut auf eure Eltern und eure Verwandten, ihr vernachlässigt das Studium der Wissenschaften, ihr achtet mein Gebot und eure eigene Ehre gering und jagt dafür euren Ergötzungen, euren Spielen und Possen nach." Nach-

dem er aber diese Worte im Tone des Spotts gesagt hatte, erhob er sein Haupt und seine rechte Hand und donnerte mit gewaltiger Stimme in seinem gewöhnlichen Schwure: "Beim Könige des Himmels! Ich kümmere mich nicht um eure vornehme Geburt und euern Putz, wenn die anderen auch euch bewundern mögen. Wisset das wahrlich und gewiss: wenn ihr euch nicht aus allen Kräften bemüht, eure frühere Nachlässigkeit wieder gut zu machen, so sollt ihr bei Karl niemals etwas Gutes erlangen!"

24. Das Ei des Columbus.

Nach Friedrich Forster.

Bei einem Feste, welches ein vornehmer Spanier dem Admiral Columbus zu Ehren veranstaltete, hielt er ihm eine grosse Lobrede, weil er durch seine Kühnheit und Geisteskraft unter den grössten Gefahren die Entdeckung Amerikas vollbracht habe. Die anwesenden Herren vom Hofe jedoch nahmen es übel, dass einem Ausländer, einem Italiener, der auch nicht einmal von vornehmen Eltern abstamme, so grosse Auszeichnung erwiesen werde. "Mich dünkt," hub einer der königlichen Kammerherren an, "der Weg nach der neuen Welt war nicht so schwer zu finden; denn der Ocean stand ja überall offen, und kein spanischer Seefahrer würde den Weg verfehlt haben." Mit vornehmem Gelächter fiel die Gesellschaft dieser Aeusse-

rung bei, und mehrere Stimmen riefen: "O, das hätte ein jeder von uns auch gekonnt!"

"Ich will mich nicht dessen rühmen, was ich gethan habe," entgegnete Columbus; "deun ohne Gottes gnädige Leitung hätte ich es nicht zu stande gebracht. Doch möchte ich bemerken, dass uns viele Dinge nur deshalb leicht erscheinen, weil ein anderer sie uns vorgemacht hat. Dürfte ich," sagte Columbus zu jenem Kammerherrn, "Sie wohl ersuchen, dieses Ei so auf die Spitze zu stellen, dass es nicht umfällt?" Und damit reichte er ihm ein Hühnerei, welches er sich von einem Diener hatte bringen lassen. Der Kammerherr versuchte von der einen wie von der andern Seite vergeblich das Ei zum Stehen zu bringen. Der Nachbar bat es sich aus; doch diesem gelang es eben so wenig. Nun drängten sich die andern dazu, ein jeder wollte den Preis gewinnen; allein weder mit Eifer noch mit Ruhe war es möglich, das Kunststück auszuführen. "Es ist unmöglich," riefen die vornehmen Herren; "Ihr verlangt Unausführbares!" — "Und doch," sagte Columbus, "werden die Herren sogleich sagen: "Das kann ein jeder von uns auch!" Jetzt nahm er das Ei und setzte es mit einem leichten Stoss auf den Tisch, so dass es auf der eingedrückten Schale fest stand. "Ja, das kann ein jeder von uns!" riefen die Beschämten.

Seitdem hört man oft sagen, wenn jemand sich zu einer Erfindung klug genug dünkt, die ein anderer durch Glück, Mut und Verstand zu stande gebracht hat: "Das Ei des Columbus."

25. Washington.

General Washington, der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, hatte einen Freund, der im Kriege gegen England mit ihm gekämpft hatte und auch später fast täglich mit ihm verkehrte. Dieser Freund war ein sehr liebenswürdiger Mann von bescheidenem Wesen, aber er besass wenig Befähigung für Staatsgeschäfte. Als nun einmal ein einträgliches Amt frei wurde, welches der Präsident zu besetzen hatte, glaubten viele Leute, dass Washington diese Gunst jenem Manne gewähren würde, der nicht nur dem Staate als Soldat gute Dienste geleistet hatte, sondern auch ihm persönlich eng befreundet war.

Um dasselbe Amt bewarb sich auch ein anderer Mann, welcher ein politischer Gegner des Präsidenten, aber ein gewissenhafter und sehr tüchtiger Geschäftsmann war. Jedermann hielt seine Bewerbung für ganz aussichtslos, weil er früher viel gethan hatte, um Washingtons Pläne zu vereiteln, und weil ihm dessen bester Freund als Mitbewerber gegenüberstand. Trotzdem verlieh der Präsident das fragliche Amt seinem Gegner, nicht seinem Freunde, und als ihm jemand deswegen Vorwürfe machte, antwortete der grosse Mann folgendermassen: "Für meinen Freund hege ich die aufrichtigste Zuneigung; er wird mir in meinem Hause stets herzlich willkommen sein; aber trotz all seiner guten Eigenschaften ist er kein Geschäftsmann. Der andere dagegen *ist* ein Geschäftsmann, obgleich er politisch mein Gegner ist. Meine persönlichen Gefühle haben mit dieser Angelegenheit gar nichts zu

thun, denn ich habe das Amt zu vergeben nicht als George Washington, sondern als Präsident der Vereinigten Staaten. Als George Washington würde ich meinem Freund jede mögliche Gefälligkeit erweisen, aber als Präsident der Vereinigten Staaten darf ich gar nichts für ihn thun."

26. Ōsei Ishin.

(Die Restauration der Kaiserlichen Regierung.)

Seit den Zeiten des Minamoto no Yoritomo hatte die Regierung des Reiches ungefähr 700 Jahre lang in den Händen von Kriegsfürsten gelegen, als im 3ten Jahre Kei-o, 2527 (1867), das Bakufu aufgelöst und die Gewalt, die bisher vom Shogun ausgeübt war, dem kaiserlichen Thron zurückgegeben wurde; dies Ereignis nennt man Osei Ishin, und wir wollen jetzt sehen, wie das zu stande kam.

Die erste Handlung des Tokugawa Iyeyasu, nachdem er die Gewalt ergriffen hatte, war die Einsetzung des Bakufu in Yedo, von wo aus das ganze Land regiert werden sollte. Die lange Periode des Friedens und der Ruhe, welche jetzt folgte, liess nun aber Zeit genug für die Entwicklung geistiger Thätigkeit, und u. a. begann das Studium der alten Geschichte und der chinesischen Litteratur aufzublühen. Die erstere, die alte Geschichte, konnte nicht verfehlen dem Volke die Anschauung einzufliessen, dass der kaiserliche Thron

die einzige Quelle aller Macht und Gewalt, der Shogun aber nichts anderes als ein militärischer Usurpator sei; auf der anderen Seite musste die chinesische Litteratur dem Volke aufs deutlichste zeigen, dass die erste Unterthanenpflicht Treue gegen den Herrscher, d. h. gegen den rechtmässigen Herrscher, sei. Es war sehr natürlich, dass diese beiden Umstände zusammenwirkten, um in patriotischen Herzen den Wunsch nach einer gerechten Ordnung der Dinge rege zu machen; freilich dauerte es noch eine geraume Zeit, bis dieser Wunsch in wirklichen Thaten seinen Ausdruck fand.

Unter allen denen, welche in dieser Richtung ihren Einfluss geltend machten, war es Tokugawa Mitsukuni, der sich ganz besonders uneigennützig erwies; obgleich er nämlich in gerader Linie von Iyeyasu abstammte und einige Aussicht hatte, selber zum Shogunat zu gelangen, so that er doch alles, was in seinen Kräften stand, um die öffentliche Meinung feindlich gegen das Shogunat oder wenigstens günstig für den kaiserlichen Thron zu stimmen. Er verfasste das *Dainihonshi* (die Geschichte von Gross-Japan), worin er die grösste Mühe darauf verwandte, das wahre Verhältnis klar zu legen, welches zwischen Herrscher und Unterthanen bestehen sollte. Seinem Beispiele folgte dann der berühmte Gelehrte Rai Sanyō, dessen Werk *Nihon-Guashi* hauptsächlich jene geistige Bewegung hervorgerufen haben mag, die schliesslich das Bakufu über den Haufen warf. Auch das gleichzeitige Aufblühen des reinen Shintoismus mit seiner alten Litteratur trug viel dazu bei, die Ehrfurcht, die man dem Kaiserhause schuldete, lebendig zu erhalten. In die-

ser Richtung wirkten Kada no Adzumamaro, Kamo no Mabuchi, Moto-ori Norinaga und Hirata Atsutane, deren Schriften namentlich der Geschichte und Sprache und auch dem Shintoismus selbst gewidmet waren.

So waren die Aussichten keineswegs glänzend für das Bakufu, dessen Ansehen in raschem Abnehmen begriffen war, während die Vorbedingungen für einen Umsturz vorhanden waren.

Mittlerweile erschien nun, im Jahre 2514 (1854), der Commodore Perry mit einer grossen Flotte der Vereinigten Staaten von Amerika in der Bai von Yedo und verlangte den Abschluss eines Freundschafts- und Handelsvertrages. England, Russland, Frankreich und Holland folgten bald diesem Beispiel; nach langem Sträuben schloss das Bakufu die Verträge mit diesen Mächten ab und öffnete endlich die fünf Vertragshäfen zu Handelszwecken. Alles das geschah ohne Genehmigung des Kaisers, und die Unterzeichnung der Verträge ohne kaiserliche Zustimmung erregte grossen Unwillen unter den Daimios; man schrieb alles der Anmassung des Bakufu zu, und es begann jetzt die Bewegung für die Wiederherstellung der kaiserlichen Macht. Das Bakufu versuchte die Bewegung durch Gewaltmassregeln niederzuhalten: viele Teilnehmer wurden teils eingekerkert, teils verbannt, teils enthauptet, aber der Strom der Zeit liess sich nicht aufhalten. Das Bakufu zeigte jetzt deutliche Spuren des Verfalls. Inzwischen wurde der erste Minister des Bakufu am hellen Tage ermordet, während er sich nach dem Regierungsgebäude begab. Jetzt wurde Yoshinobu Tokugawa, der einer Seitenlinie des Shogunhauses angehörte, zum Vormund des Shoguns

und Matsudaira Yoshinaga zum ersten Minister ernannt; es wurden auch Umgestaltungen in der Bakufu-Regierung vorgenommen, um diese trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse aufrecht zu erhalten. Aber die Begeisterung war schon viel zu weit fortgeschritten, um sich eindämmen zu lassen, und das Geschrei gegen die Missregierung des Bakufu war viel zu laut, um zum Schweigen gebracht zu werden. Viele treue Daimios eilten nach Kioto, um den kaiserlichen Thron von neuem Glanze umstrahlt zu sehen, und alle begeisterten Schwärmer predigten gegen den Abschluss der Verträge mit den Westmächten. Alles war im Zustande grösster Verwirrung, und die Regierung stand den Ereignissen ratlos gegenüber. Manche der mächtigen Daimios missachteten damals offen die Autorität des Bakufu und machten selber in ausgedehntem Masse kriegerische Vorbereitungen, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Inzwischen hatte der Fürst von Choshu durch manche verwegene Thaten die Unzufriedenheit des Bakufu erregt, und als er sich weigerte, Genugthuung zu leisten, wurde endlich ein Heer gegen ihn ausgesandt, welches aber nur eine schimpfliche Niederlage davontrug. Damit war das Ansehen des Bakufu unwiederbringlich dahin. Mittlerweile starb der junge Shogun zu Ozaka, und sein Nachfolger wurde Yoshinobu Tokugawa, der zum Sei-i Taishogun ernannt wurde. Im Jahre 2527 (1867) drang der Fürst von Tosa in den neuen Shogun, sein hohes Amt niederzulegen, und gleichzeitig wurde von vielen klugen und hochgestellten Männern die Notwendigkeit besprochen, die kaiserliche Regierung auf alter Grundlage wiederherzustellen. Der Shogun erkannte den

Wechsel der öffentlichen Meinung und verzichtete auf das Amt des Sei-i Taishogun. Schon vor dieser Zeit war der Kaiser Osahito (Komei) gestorben, und es folgte ihm Se. Majestät der gegenwärtige Kaiser. Der letztere befahl mit dem ihm eigenen Mute die sofortige Abschaffung des Shogun-Amtes. Jetzt wurde eine neue Regierung eingerichtet, und alle hohen Aemter wurden sogleich mit denjenigen Männern besetzt, welche sich der kaiserlichen Sache treu gezeigt hatten. Der frühere Shogun, der seine eigene Abdankung bereute, bemühte sich jetzt wiederzugewinnen, was er eben aufgegeben hatte, und versuchte mit bewaffneter Macht nach Kioto vorzudringen, wurde aber in der Schlacht bei Fushimi besiegt. Er floh nach Yedo, wo er sich ins Privatleben zurückzog. Aber die Entrüstung seiner Anhänger war gross, als sie ihren Herrn der Macht und des Einflusses beraubt sahen. Sie ergriffen sofort die Waffen gegen das kaiserliche Heer und leisteten jeden möglichen Widerstand, bis sie sich im letzten Augenblick ergeben mussten.

Im März 2528 (1868) opferte der Kaiser den Göttern des Himmels und der Erde und leistete in Gegenwart der Hofadligen und der Daimios einen feierlichen Eid, welcher die Grundlage der neuen Regierung wurde. Im März 2529 (1869) wurde der Sitz der kaiserlichen Regierung nach Yedo verlegt, und dieser neuen Hauptstadt wurde der Name Tokio verliehen. Obgleich jetzt die Ruhe im Reiche wiederhergestellt war, so war doch die Regierungsgewalt nicht eher völlig gefestigt, als bis das Lehnswesen abgeschafft war. Dies geschah im Jahre 2529 (1869): einige der

mächtigsten Daimios gingen mit dem guten Beispiel voran, ihre Lehen und ihren Anhang dem Kaiser zur Verfügung zu stellen, und diesem Beispiel folgten alle anderen Daimios. Ihre Aufopferung wurde von Sr. Kaiserlichen Majestät gnädig angenommen, es wurde ihnen aber einstweilen die Verwaltung der bezüglichen Provinzen belassen, bis eine durchgreifendere Aenderung stattfinden konnte. Im Jahre 2531 (1871) wurde jedoch jede Spur des Lehnswesens abgeschafft, und an die Stelle der *han* oder feudalen Provinzialregierungen traten jetzt die *ken*, d. h. Bezirksregierungen, die von der Centralregierung abhängen. So war die einheitliche Regierung des Reiches fest begründet, und die nächste Aufgabe war nun die Aufklärung des Volkes mit Hülfe der modernen Civilisation, deren Mangel sich eine Zeit lang fühlbar gemacht hatte. Bei diesem erfreulichen Werke haben sich viele Privatleute in dankenswerter Weise bereit finden lassen, ihr Möglichstes zu thun. Ohne dieses Element der modernen Civilisation hätte das Osei Ishin nicht halb so segensreich sein können, wie es geworden ist.

27. Rothschild.

Zur Zeit der französischen Revolution lebte in Frankfurt am Main ein jüdischer Bankier namens Rothschild. Als das französische Heer in Deutschland eindrang, wurde der Kurfürst von Hessen gezwungen, aus seinem Lande zu fliehen. Dabei kam er durch Frankfurt und bat Rothschild, eine grosse Summe

Geldes und einige kostbare Edelsteine in Verwahrung zu nehmen, damit sie nicht den Feinden in die Hände fielen. Der Jude scheute sich anfangs, eine so grosse Verantwortung zu übernehmen, aber der Kurfürst wusste durchaus kein anderes Mittel, sein Eigentum zu retten, so dass jener endlich einwilligte. Er weigerte sich indessen, einen Empfangschein auszustellen, weil er unter so gefährlichen Umständen nicht für die richtige Rückgabe einstehen könne.

Der Schatz des Kurfürsten, mehr als eine Million Mark wert, wurde nun nach Frankfurt gebracht, und gerade, als die Franzosen in die Stadt einrückten, war es Herrn Rothschild gelungen, denselben in einem Winkel seines Gartens zu vergraben. Er machte keinen Versuch, auch sein eigenes Vermögen, welches etwa hundert tausend Mark betrug, zu verstecken. Dieses Geld nahmen ihm die Franzosen weg und argwöhnten nicht, dass er noch eine grössere Summe im Besitz habe. Wenn er dagegen behauptet hätte kein Geld zu besitzen, so hätten sie sicherlich, wie in vielen anderen Häusern, nachgesucht und dann vielleicht das Ganze gefunden und geraubt. Als sie die Stadt verlassen hatten, grub Herr Rothschild den Schatz wieder aus und fing an, einen kleinen Teil davon zu benutzen. Er hatte jetzt Glück in seinem Geschäft und gelangte bald wieder zu ziemlichem Wohlstand.

Einige Jahre später, als der Friede wiederhergestellt war, kehrte der Kurfürst von Hessen in sein Land zurück. Er war sehr bange davor, den Frankfurter Bankier wiederzusehen; denn er fürchtete, wenn auch wirklich die Franzosen den Schatz nicht geraubt hätten, so würde der Jude doch dies behaupten, um

das Geld für sich zu behalten. Er war daher sehr erstaunt, als ihm Herr Rothschild berichtete, dass sein ganzes Vermögen unversehrt sei und jetzt nebst 5% Zinsen zur Rückgabe bereit liege. Zugleich theilte dieser ihm mit, auf welche Weise er den Schatz gerettet habe, und bat um Verzeihung, dass er einen Teil des anvertrauten Geldes benutzt habe, weil er ja sein eigenes Vermögen habe opfern müssen.

Auf den Kurfürsten machte diese Redlichkeit des Herrn Rothschild einen so tiefen Eindruck, dass er das Geld auch ferner noch zu einem mässigen Zinsfuss in seinen Händen liess. Um sich dankbar zu zeigen, empfahl er ferner den ehrlichen Juden verschiedenen europäischen Regenten als Geldverleiher. In Folge dessen wurde dieser bei vielen grossen Geldgeschäften als Vermittler benutzt, wobei er viel Geld verdiente. Mit der Zeit wurde er ausserordentlich reich und liess durch seine drei Söhne Geschäftshäuser derselben Art in drei Hauptstädten Europas, in London, Paris und Wien, begründen. Sie alle hatten Glück und wurden allmählich die reichsten Privatleute, welche die Weltgeschichte kennt. Der Londoner hinterliess bei seinem Tode ein Vermögen von etwa 150 Millionen Mark. Die beiden anderen wurden in den Freiherrnstand erhoben und sind vielleicht ebenso reich wie jener.

So verdankt eine Familie, deren Geld jetzt bei Kriegserklärungen und Friedensschlüssen eine wichtige Rolle spielt, ihre ganze Grösse der ausserordentlichen Ehrlichkeit ihres Begründers.

28. Sprichwörter.

1. Aller Anfang ist schwer.
2. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.
3. Was ein Haken werden will, das krümmt sich bei Zeiten.
4. Morgenstunde hat Gold im Munde.
5. Müssiggang ist aller Laster Anfang.
6. Jung gewohnt, alt gethan.
7. Unkraut vergeht nicht.
8. Ehrlich währt am längsten.
9. Unrecht Gut gedeihet nicht.
10. Jedem das Seine.
11. Gleich und Gleich gesellt sich gern.
12. Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen.
13. Wer nicht hören will, muss fühlen.
14. Eine Hand wäscht die andere.
15. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.
16. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
17. Viele Köche verderben den Brei.
18. Frisch gewagt ist halb gewonnen.
19. Durch Schaden wird man klug.
20. Not bricht Eisen.
21. Zeit ist Geld.
22. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.
23. Thue recht und scheue niemand.
24. Jeder ist seines Glückes Schmied.
25. Selbst ist der Mann.
26. Wer Pech angreift, besudelt sich.
27. Ein Sperling in der Hand ist besser als rehn auf dem Dache.
28. Böse Beispiele verderben gute Sitten.
29. Ehrlich währt am längsten.
30. Lust und Liebe zum Dinge macht Müh' und Arbeit geringe.
31. Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert.

29. Deutscher Rat.

Von Robert Reinick.

1. Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr!
Lass nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von altersher im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm getreu und wahr zu sein.
2. Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann,
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.
3. Sprich "ja" und "nein" und dreh' und deutle nicht!
Was du berichtest, sage kurz und schlicht!
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht!
Dein Wort sei heilig, drum verschwend' es nicht!
4. Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
Zuerst ein Zwerg, ein Riese hintennach;
Doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an
Und eine Stimme ruft in dir: "Sei wach!"
5. Dann wach' und kämpf! Es ist ein Feind bereit:
Die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit;
Du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

30. Mein Vaterland.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

In der Freude wie im Leide
Ruf' ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein **Trost**, mein Glück bist du.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit;
Mit der That will ich's erwidern
Dir in Not, in Kampf und Streit.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland!

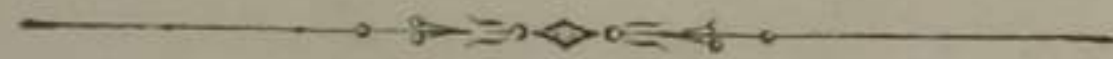
31. Rätsel.

Von Friedrich von Schiller.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

Jahrhunderte sind vorübergeflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer;
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im Meer.

Nicht eitle Prahlucht hat es getürmet,
Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet;
Seinesgleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.



東京大學編輯

明治十七年三月

日出版權免許

編輯人

東京大學文學部教師
獨逸學協會名譽會員

ドクトル、アドルフ、グロート

本郷區文部省用地内寄留

東京大學助教文學士

山口縣士族

田中稻城

神田區東紅梅町九番地

獨逸學協會

麴町區五番町十三番地

東京府平民

島屋一介

日本橋區兩國吉川町六番地



定價四拾錢

Siapa yang gajutan
jude mis.

Maryanna

Provincy

